This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

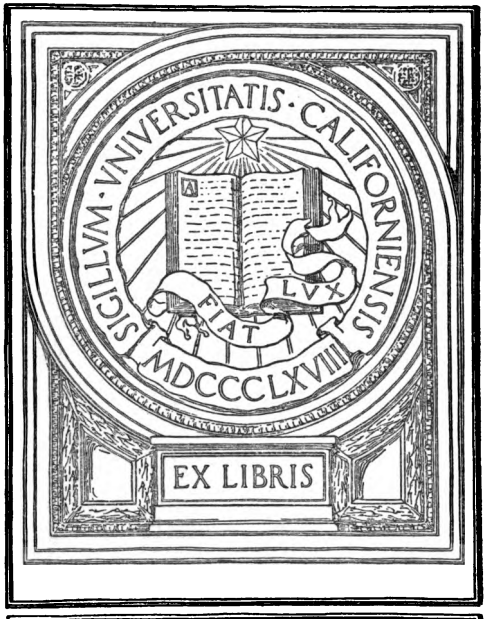
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

A B C D E F G H

GIFT OF

Felix Flügel



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Deutsches Lesebuch

von

G. Wendt.

I. Teil

für die beiden untern Klassen der Gymnasien und Realschulen.

Zweite vermehrte Auflage.

Lahr.
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.
1890.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

PF3117
W3
v. 1

Vorwort zur ersten Auflage.

Es läge keine Veranlassung vor, die Zahl der deutschen Lesebücher für Schulen zu vermehren, wenn nicht eine große Anzahl meiner Amtsgenossen mit mir überzeugt wären, daß es sich empfiehlt, den Schülern einer höheren Bildungsanstalt durch alle Klassen ein und dieselbe Gedichtsammlung in die Hände zu geben. Auch der Reifere soll die klare, volkstümliche Poesie, an der er sich im Kindesalter erfreute, nicht aus den Augen verlieren, zumal man der Jugend anderes, als was seine Bedeutung für alle Stufen behält, überhaupt nicht bieten soll. Nach diesem Gesichtspunkte habe ich meine Sammlung deutscher Gedichte eingerichtet, und daraus, daß davon bereits mehrere Auflagen nötig geworden sind, darf ich schließen, daß die darin beobachteten Grundsätze sich auch praktisch bewährt haben. Daneben fehlte aber ein prosaisches Lesebuch für die unteren Klassen ganz; diejenigen, welche für mittlere und obere benutzt werden konnten, enthalten meist allzuviel entbehrlichen Stoff und sind alle zu teuer. Nunmehr lege ich ein kleineres Lesebuch vor. Diejenigen Gebiete, welche kein Lehrer entbehren mag, sind darin alle vertreten; aber auch das Alte erscheint großenteils in neuer Bearbeitung. Während beim Abdrucke eines Gedichts Abweichungen vom ursprünglichen Wortlaute nur aus zwingenden Gründen erlaubt sind, erscheint bei einer Prosadarstellung eine gewisse Freiheit statthaft. Der besondre Zweck der Schullektüre erfordert namentlich vielfache Kürzungen, ohne daß dadurch der Stil der Verfasser sein eigenartiges Gepräge zu verlieren braucht. Schriftsteller aber, wie z. B. Becker, sind keine Klassiker und keineswegs durchweg mustergültig. Schwabs Erzählungen aus der griechischen Heldensage, welche die meisten ähnlichen Bücher bringen, sind geradezu schwülstig und entbehren völlig der treuherzigen Einfachheit, welche dem Gegenstande allein gemäß ist. — An Hebel freilich war kein Wort zu ändern; die trefflichen Volkserzählungen des Hinkenden Boten sind nur ein wenig zusammengezogen, weil sie gar zu

M303568 Digitized by Google

lang waren. Was aus Homer und Herodot und aus Quellenschriftstellern der deutschen Geschichte mitgeteilt wird, ist meist für den vorliegenden Zweck neu bearbeitet.

Dem ersten, für die beiden untern Klassen bestimmten Band soll so bald als möglich einer für Tertia und Quarta folgen. Zu Grund gelegt wird unser badischer Lehrplan für die Gelehrtenschulen; wesentlich unterscheidet sich derselbe von dem andrer deutscher Länder nicht. — Ebenso ist diejenige Orthographie durchgeführt, welche nunmehr fast überall angeordnet worden ist.

G. Wendt.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Da das Buch sich im Unterricht bewährt zu haben scheint, so ist in dieser neuen Auflage nur wenig geändert. Einige von den kleineren Erzählungen, welche gar zu sehr auf einen harmlosen Spaß hinausliefen, sind durch andre ersetzt, und aus Marshalls Wanderungen eines Naturforschers ist ein Aufsatz hinzugefügt worden. So erscheint der Inhalt um drei Nummern vermehrt und das Buch wird hoffentlich um so mehr seinem Zwecke entsprechen.

G. Wendt.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Frau Holle (Grimm)	1
2.	Die sieben Raben (Grimm)	3
3.	Die Bremer Stadtmusikanten (Grimm)	5
4.	Hans im Glück (Grimm)	8
5.	Die zwölf Eier (Simrock)	12
6.	Die Ordnung der Natur (Simrock)	13
7.	Klas Avenstaken (Arndt)	14
8.	Die Regentrude (Storm)	30
9.	Der Holländer Michel (Hauff)	39
10.	Herakles (nach Becker)	44
11.	Odysseus (nach Homer)	50
12.	Kyros (nach Herodot)	61
13.	Krösos (nach Herodot)	63
14.	Paktyes (nach Herodot)	67
15.	Geschichten von Karl dem Großen (nach dem Mönch von St. Gallen)	68
16.	Der eiserne Karl (Grimm)	70
17.	König Friedrich und sein Nachbar (Hebel)	71
18.	Der Knabe u. die Schlange (Lessing)	72
19.	Der Rangstreit der Tiere (Lessing)	73
20.	Die Geschichte des alten Wolfs 1—7 (Lessing)	74
21.	Der schlaue Pilgrim (Hebel)	76
22.	Vom Ratgeben (Aurbacher)	78
23.	Das seltsame Rezept (Hebel)	78
24.	Drei Wünsche (Hebel)	79
25.	Wie man Diebe fängt (Frommel)	79
26.	Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande (Hebel)	81
27.	Das wohlfeile Mittagessen (Hebel)	82
28.	Das Mittagessen im Hof (Hebel)	83
29.	Die Arche Noah (Frommel)	84
30.	Der kluge Richter (Hebel)	85
31.	Seltsamer Spazierritt (Hebel)	86
32.	Mut über Gut (Aurbacher)	86
33.	Die drei Blicke (Aurbacher)	87
34.	Der listige Steiermärker (Hebel)	88
35.	Von Recht und Freiheit (Aurbacher)	89
36.	Die Weisheit auf der Gasse (Aurbacher)	90
37.	Die drei Diebe (Hebel)	90
38.	Wie der Zundelfrieder über die Grenze kam (Hebel)	93
39.	Wie Frieder und Heiner dem Dieter einen Streich spielen (Hebel)	94
40.	Der Heiner und der Brassenheimer Müller (Hebel)	95
41.	Der Federviehhof (Reichenau)	96
42.	Regenwetter (Reichenau)	100
43.	Die Ameise (nach Bach)	102
44.	Der Kohlweißling (nach Bach)	103
45.	Der Kuckuck und seine Pflegeeltern (nach Bach)	104
46.	Geschichten aus dem Hundeleben (Berge)	105
47.	Die Schweizer Ziegen und ihre Hirten (nach Tschudi)	107
48.	Das Rindvieh auf den Alpen (nach Tschudi)	109
49.	Eine Bärengeschichte (nach Tschudi)	111
50.	Von Vogelnestern (aus Marshall)	113
51.	Eine Fahrt in den Dürrenberg bei Hallein (aus Grubes Charakterbildern)	120
52.	Brennende Berge im Schwarzwald (nach B. Cotta)	122
53.	Flöße im Schwarzwald (n. B. Cotta)	123
54.	Das Fischland (aus Grubes Charakterbildern)	124
55.	Diem perdidi (aus dem Hinkenden Boten)	129
56.	Karlsruher Schulknaben vor achtzig Jahren (Frommel)	134
57.	Bahnwärter Martin (Hink. Bote)	136
58.	Aus den Zeiten der Fremdherrschaft (Frommel)	145

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

1. Frau Holle.

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit thun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße neben einen Brunnen setzen und mußte so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte, lief zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast du die Spule hinunter fallen lassen, so hol sie auch wieder herauf.“ Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht, was es anfangen sollte, und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese; da schien die Sonne und waren viel tausend Blumen. Auf der Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken.“ Da trat es mit dem Brotschieber herzu und holte alles heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „Ach schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif.“ Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, und schüttelte so lange, bis keiner mehr oben war; und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es auf dem Pfade weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau; weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? bleib bei mir. Wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich thun willst, so soll dir's gut

Digitized by Google

gehn; nur mußt du achtgeben, daß du mein Bett sorgsam machst und fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt;[1]) ich bin die Frau Holle." Weil die Alte ihm so gut zusprach, so faßte sich das Mädchen ein Herz, willigte ein und begab sich in ihren Dienst. Es that auch alles zu ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen; dafür hatte es auch ein gutes Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeit lang bei der Frau Holle; da ward es traurig und wußte anfangs selbst nicht, was ihm fehlte; endlich merkte es, daß es Heimweh war; und ob es hier gleich viel tausendmal besser war als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Haus gekriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben, ich muß wieder hinauf zu den Meinigen." Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Hause verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder nach oben bringen." Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Thor. Das Thor ward aufgethan, und wie das Mädchen gerade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du fleißig gewesen bist," sprach die Frau Holle, und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Thor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus, und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki,
unsere goldene Jungfrau ist wieder hie."

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester ganz gut aufgenommen.

Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, auf welche Art es zu dem großen Reichtum gekommen war, wollte sie der andern häßlichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Sie mußte sich an den Brunnen setzen und spinnen; und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in die Finger und stieß die Hand in die Dornhecke. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam wie die andere auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn' ich, ich bin

[1]) Darum sagt man in Hessen, wenn es schneit: Die Frau Holle macht ihre Betten.

Digitized by Google

schon längst ausgebacken." Die Faule aber antwortete: „Da hätt' ich Lust, mich schmutzig zu machen; bleib sitzen, bis du schwarz wirst," und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif." Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen," und ging weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tage that sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tag aber fing sie schon an zu faulenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehn. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sich's gebührte, und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das war die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Das war die Faule wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen. Die Frau Holle führte sie auch zu dem Thor. Als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste," sagte die Frau Holle und schloß das Thor zu. Da kam die Faule heim und war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen, als er sie sah, rief:

„Kikeriki,
unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie."

Das Pech blieb aber an ihr hängen und wollte, so lange sie lebte, nicht abgehn.

2. Die sieben Raben.

Ein Mann hatte sieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, so sehr er sich auch eins wünschte. Endlich bekam seine Frau ein Mädchen; aber ob es gleich schön war, so war's doch auch schmächtig und klein und sollte wegen seiner Schwachheit die Nottaufe haben. Da schickte der Vater einen der Knaben eilends zur Quelle, Taufwasser zu holen, und die andern sechs liefen mit. Jeder wollte aber der erste beim Schöpfen sein, und darüber fiel ihnen der Krug in den Brunnen. Da standen sie und wußten nicht, was sie thun sollten, und keiner getraute sich heim. Dem Vater ward unter der Weile angst, das Mädchen müßte ungetauft verscheiden, und wußte gar nicht, warum die Jungen so lange ausblieben. „Gewiß," sprach er, „haben sie's wieder über ein Spiel vergessen;" und als sie immer nicht kamen, fluchte er im Ärger: „Ich wollte, daß die Jungen alle zu Raben würden."

Digitized by Google

Kaum war das Wort ausgeredet, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupte in der Luft, blickte auf und sah sieben kohlschwarze Raben auf- und davonfliegen.

Die Eltern konnten die Verwünschung nicht mehr zurücknehmen, und so traurig sie über den Verlust ihrer sieben Söhne waren, so trösteten sie sich doch einigermaßen durch ihr liebes Töchterchen, das bald zu Kräften kam und mit jedem Tage schöner ward. Es wußte lange Zeit nicht einmal, daß es Geschwister gehabt hatte, denn die Eltern hüteten sich ihrer zu erwähnen, bis es eines Tages von ungefähr die Leute von sich sprechen hörte, das Mädchen wäre wohl schön, aber doch eigentlich schuld an dem Unglück seiner sieben Brüder. Da ward es ganz betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob es denn Brüder gehabt hätte und wo sie hingeraten wären. Nun durften die Eltern das Geheimnis nicht länger verschweigen, sagten jedoch, es sei so des Himmels Verhängnis gewesen und seine Geburt nur der unschuldige Anlaß. Allein das Mädchen machte sich täglich ein Gewissen daraus und glaubte, es müßte seine Geschwister wieder erlösen. Es hatte nicht Ruhe und Rast, bis es sich einmal aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, es möchte kosten, was es wollte. Es nahm nichts mit sich als ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immer zu, weit weit bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war zu heiß und fürchterlich und fraß die kleinen Kinder. Eilig lief es weg und hin zu dem Mond, aber der war gar zu kalt und auch grausig und bös, und als er das Kind merkte, sprach er: „Ich rieche rieche Menschenfleisch.“ Da machte es sich geschwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut, und jeder saß auf seinem besondern Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und sprach: „Wenn du das Beinchen nicht hast, kannst du den Glasberg nicht aufschließen, und in dem Glasberg da sind deine Brüder.“

Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wohl in ein Tüchlein und ging wieder fort, so lange, bis es an den Glasberg kam, dessen Thor verschlossen war. Nun wollte es das Beinchen hervorholen, aber wie es das Tüchlein aufmachte, so war es leer, und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Was sollte es nun anfangen? seine Brüder wollte es erretten und hatte keinen Schlüssel zum Glasberg. Das gute Schwesterchen nahm ein Messer, schnitt sich ein kleines Fingerchen ab, steckte es in das Thor und schloß glücklich auf. Als es hineingetreten war, kam ihm ein

Digitized by Google

Zwerglein entgegen, das sprach: „Mein Kind, was suchst du?“ „Ich suche meine Brüder, die sieben Raben,“ antwortete es. Der Zwerg sprach: „Die Herren Raben sind nicht zu Haus, aber willst du hier so lange warten, bis sie kommen, so tritt ein.“ Darauf brachte das Zwerglein die Speise der Raben getragen auf sieben Tellerlein und in sieben Becherlein, und von jedem Tellerlein aß das Schwesterchen ein Bröckchen, und aus jedem Becherlein trank es ein Schlückchen, in das letzte Becherlein aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen hatte.

Auf einmal hörte es in der Luft ein Geschwirr und ein Geweh, da sprach das Zwerglein: „Jetzt kommen die Herren Raben heimgeflogen.“ Da kamen sie, wollten essen und trinken und suchten ihre Tellerlein und Becherlein. Da sprach einer nach dem andern: „Wer hat von meinem Teller gegessen? wer hat aus meinem Becher getrunken? das ist eines Menschen Mund gewesen.“ Und wie der siebente auf den Grund des Bechers kam, rollte ihm das Ringlein entgegen. Da sah er es an und erkannte, daß es ein Ring von Vater und Mutter war, und sprach: „Gott gebe, unser Schwesterlein wäre da, so wären wir erlöst.“ Wie das Mädchen, das hinter der Thüre stand und lauschte, den Wunsch hörte, so trat es hervor, und da bekamen alle die Raben ihre menschliche Gestalt wieder. Und sie herzten und küßten einander und zogen fröhlich heim.

3. Die Bremer Stadtmusikanten.

Es hatte ein Mann einen Esel, der schon lange Jahre die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da dachte der Herr daran, ihn aus dem Futter zu schaffen. Aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen; dort, meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen hat. „Nun was jappst du so, Packan?“ fragte der Esel. „Ach,“ sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen totschlagen, da hab' ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“ „Weißt du was?“ sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant; geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauke.“ Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze an dem Weg und machte ein Gesicht wie

Digitized by Google

drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?“ sprach der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht?“ antwortete die Katze. „Weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herum jage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer; wo soll ich hin?“ „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden.“ Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein,“ sprach der Esel, „was hast du vor?“ „Da hab' ich gut Wetter prophezeit,“ sprach der Hahn, „weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Hemdchen gewaschen hat und sie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und soll ich mir heut abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei' ich aus vollem Hals, so lang ich noch kann.“ „Ei was, du Rotkopf,“ sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß es eine Art haben.“ Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich in die Äste, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er noch einmal nach allen vier Winden um. Da deuchte ihm, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehn, denn hier ist die Herberge schlecht.“ Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch dran thäten ihm auch gut. Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?“ fragte der Hahn. „Was ich sehe?“ antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen sich's wohl sein.“ „Das wäre was für uns,“ sprach der

Digitized by Google

Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!“ sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber hinaus zu jagen, und fanden endlich ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an, ihre Musik zu machen; der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thüre, die Katze auf den Herd in die warme Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Haus brannte und alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen,“ und hieß einen hingehn und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, wollte ein Licht anzünden, und weil er die glühenden feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er ein Schwefelhölzchen daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthür hinaus; aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!“ Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Haus sitzt eine greuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt; und vor der Thür steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen; und auf dem Hof lag ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: „„Bringt mir den Schelm her.““ Da machte ich, daß ich fortkam.“ Von

Digitized by Google

nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiel's aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

4. Hans im Glück.

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn." Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient; wie der Dienst war, so soll der Lohn sein," und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahin ging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferde vorbei trabte. „Ach," sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinem Stein, spart die Schuhe und kommt fort, er weiß nicht wie." Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief: „Ei Hans, warum läufst du auch zu Fuß?" „Ich muß ja wohl. Da habe ich einen Klumpen heimzutragen. Es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad' halten; auch drückt mir's auf die Schulter." „Weißt du was," sagte der Reiter, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd, und du giebst mir deinen Klumpen." „Von Herzen gern," sprach Hans, „aber ich sage Euch, Ihr müßt Euch damit schleppen." Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenn es nun recht geschwind gehen soll, so mußt du mit der Zunge schnalzen und „hopp hopp" rufen."

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahin ritt. Über ein Weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und fing an mit der Zunge zu schnalzen und „hopp hopp" zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich her trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal wenn man auf so eine Mähre gerät wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann. Ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob' ich mir Eure Kuh, da

Digitized by Google

kann einer mit Gemächlichkeit hinterher gehn und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb' ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!" „Nun," sprach der Bauer, „geschieht Euch so ein großer Gefallen, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein; der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab' ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir's doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab' ich Durst, so melk' ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er halt, aß in der Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittag- und Abendbrot, rein auf und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze war drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist zu helfen," dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum und stellte, da er keinen Eimer hatte, seine Ledermütze unter; aber so sehr er sich auch bemühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Und weil er sich ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt Euch. Die Kuh will wohl keine Milch geben, das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." „Ei, ei," sprach Hans und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! Es ist freilich gut, wenn man so ein Tier ins Haus abschlachten kann, was giebt's für Fleisch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! das schmeckt anders, dabei noch die Würste." „Hört, Hans," sprach der Metzger, „Euch zuliebe will ich tauschen und will Euch das Schwein für die Kuh lassen." „Gott lohn' Euch Eure Freundschaft," sprach Hans und übergab ihm die Kuh und ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Digitized by Google

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge; begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich danach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an von seinem Glück zu erzählen und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Bursch sagte ihm, daß er die Gans zu einem Kindtaufschmaus brächte. „Hebt einmal," fuhr er fort und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist; die ist aber auch acht Wochen lang gemudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen." „Ja," sprach Hans und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau." Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört," fing er darauf an, „mit Eurem Schweine mag's nicht so ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden; ich fürchte, Ihr habt's da in der Hand. Sie haben Leute ausgeschickt, und es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch mit dem Schweine erwischten; das geringste ist, daß Ihr ins finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward bang. „Ach Gott," sprach er, „helft mir aus der Not, Ihr wißt hier herum besser Bescheid; nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans." „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen," antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht schuld sein, daß Ihr ins Unglück geratet." Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einem Seitenweg fort. Der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme der Heimat zu. „Wenn ich's recht überlege," sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vorteil bei dem Tausch: erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das giebt Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr; und endlich die schönen weißen Federn, die laß' ich mir in mein Kopfkissen stopfen und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!"

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scherenschleifer mit seinem Karren; das Rad schnurrte und er sang dazu:

„Ich schleife die Schere und drehe geschwind
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind."

Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „Euch geht's wohl, weil Ihr so lustig bei Eurem Schleifen seid." „Ja," antwortete der Scherenschleifer, „das Handwerk hat einen güldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr die schöne Gans gekauft?" „Die

Digitized by Google

hab' ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht." „Und das Schwein?" „Das habe ich für eine Kuh gekriegt." „Und die Kuh?" „Die habe ich für ein Pferd bekommen." „Und das Pferd?" „Dafür hab' ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben." „Und das Gold?" „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst." „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt," sprach der Schleifer, „könnt Ihr's nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn Ihr aufsteht, so habt Ihr Euer Glück gemacht." „Wie soll ich das anfangen?" sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich; dazu gehört eigentlich nichts als ein Wetzstein, das andere findet sich schon von selbst. Da hab' ich einen, der ist zwar ein wenig schadhaft. Dafür sollt Ihr mir aber auch weiter nichts als Eure Gans geben; wollt Ihr das?" „Wie könnt Ihr noch fragen?" antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden. Habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?" reichte ihm die Gans hin und nahm den Wetzstein in Empfang. „Nun," sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich's gut schlagen läßt und Ihr Eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt hin und hebt ihn ordentlich auf."

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein," rief er aus, „alles, was ich wünsche, trifft mir ein wie einem Sonntagskind." Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen und mußte jeden Augenblick Halt machen; dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, wollte da ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich nieder und wollte sich zum Trinken bücken, da versah er's, stieß ein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf eine so gute Art und ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte; das einzige wäre ihm nur noch hinderlich gewesen. „So glücklich wie ich,"

Digitized by Google

rief er aus, „giebt es keinen Menschen unter der Sonne.“ Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.

5. Die zwölf Eier.

Ein reicher Kaufmann, der in einen Gasthof einritt, bestellte sich zwölf gekochte Eier. Er konnte sie aber, als sie gebracht wurden, nicht verzehren, weil eben ein Eilbote eintraf, der ihn in einer dringenden Angelegenheit heim berief. Er verließ auch sogleich das Haus, sprang wieder zu Pferde und ritt fort, ohne die Eier bezahlt zu haben. Zehn Jahre nachher begab es sich aber, daß der Kaufmann wieder in demselben Gasthof einkehrte. Da sagte er zu dem Wirt, er wäre heute nicht zum erstenmal in seinem Hause; vor vielen Jahren hätte er sich einmal zwölf Eier bei ihm kochen lassen und die wäre er noch schuldig. „Ja,“ sagte der Wirt, „die sind Euch angerechnet und werden Euch auch teuer genug zu stehn kommen.“ „Nun,“ sagte der Kaufmann, „zwölf Eier zu bezahlen werde ich doch wohl reich genug sein.“ „Das fragt sich sehr;“ entgegnete der Wirt, „es wird sich aber bald ausweisen, denn ich habe Euch längst verklagt, und da Ihr jetzt hier seid, müßt Ihr mir morgen vor Gericht stehn.“ Dessen weigerte sich der Gast nicht. Als sie nun anderntags vor den Richter kamen, rechnete der Wirt ihm vor, aus den zwölf Eiern würden zwölf Küchlein gekommen sein, die Küchlein würden wieder Eier gelegt haben, aus denen wieder Küchlein gekommen sein würden, und so fort, was zuletzt eine ungeheure Summe ausmachte, die der Wirt forderte und der Richter ihm auch zusprach. Ganz erschrocken ging der Kaufmann aus dem Gerichtssaale; denn sein großes Vermögen langte bei weitem nicht, um die Schuldsumme zu bezahlen. Da begegnete ihm ein altes Männchen und sprach: „Herr, was habt Ihr Trauriges erlebt? Ihr seht ja aus wie die teure Zeit.“ Der Kaufmann antwortete, wozu er ihm das sagen sollte, ihm sei doch nicht zu helfen. „Wer weiß!“ sagte das Männchen, „ich bin ein guter Ratgeber, klagt mir nur Eure Not.“ Da erzählte er, wie er um zwölf Eier ein armer Mann werden sollte. „Wenn es weiter nichts ist,“ sprach das Männlein, so geht nur hin zum Richter und sagt ihm, die Sache müsse noch einmal verhandelt werden, Ihr hättet einen Fürsprach angenommen; dann will ich schon vor Gericht Euch helfen.“ Das that der Kaufmann, und der Richter setzte einen Tag an, wo die Verhandlung aufs neue geführt werden sollte. Als nun der Gerichtstag kam, war der Kaufmann zeitig genug da, aber das Männchen kam nicht. Die Gerichtsherren, die schon hinter dem grünen Tische saßen, fragten ihn ein über das andre

Digitized by Google

Mal, wo denn sein Fürsprach bleibe, und die Stunde war fast vorbei, nach deren Verlauf sie das erste Urteil bestätigen mußten. Endlich erschien das Männchen, und die Richter fragten, warum es denn so lange ausgeblieben sei. Es antwortete: „Ich muß heute noch in meinem Garten Erbsen pflanzen, und sie wollten mir beim Kochen gar nicht weich werden!“ Da lachten die Richter, und der älteste sagte: „Ei, gekochte Erbsen pflanzt man doch nicht!“ Und das Männlein erwiderte: „Ei, gekochte Eier läßt man auch nicht ausbrüten, und darum wären all die Küchlein, Hühner und Eier niemals vorhanden gewesen, die der Kaufmann bezahlen soll, und er schuldet dem Wirt nur die zwölf Eier!“ Das leuchtete den Richtern ein, und sie gaben ein anderes Urteil. Der Kaufmann bezahlte dem Wirt die zwölf Eier; als er aber dem Männlein danken wollte, war es verschwunden.

6. Die Ordnung der Natur.

Mann und Frau wohnten in einer schlechten Hütte, die an einen Bergabhang gelehnt war. Der Mann ging alle Tage ins Feld ackern, und die Frau blieb zu Hause und kochte. Da sagte einmal der Mann beim Frühstück zu der Frau: „Du hast es doch recht bequem bei dem bißchen Kochen, während ich mich auf dem Feld schinden und plagen muß.“ „Wollen wir etwa tauschen?“ sagte die Frau, „so will ich zu Felde gehn, und du magst da zu Hause bleiben und kochen.“ „Das bin ich zufrieden,“ sagte der Mann. Und also tauschten sie die Rollen; die Frau nahm die Hacke auf die Schulter und ging aufs Feld, der Mann blieb mit dem Kochlöffel zu Haus. Die erste Frage aber war nun, was er kochen sollte. Ei, dachte er, im Rohr ist gut Pfeifen schneiden; ich will mein Leibgericht kochen, Reisbrei. Wie er aber Holz und Reisig geholt und Feuer angemacht hatte, hörte er die Kuh brüllen. „Ja, brülle du nur,“ sagte der Mann, „erst muß ich noch Wasser holen gehn, sonst brennt das Feuer für nichts und wieder nichts.“ Er nahm also den Eimer, ging an den Brunnen und holte Wasser, das goß er in den Topf. Indem brüllte die Kuh zum andernmal. „Ja, brülle nur,“ sagte er, „du bist noch nicht an der Reihe; erst muß der Reis im Topfe sein, damit er aufgehn kann.“ Er lief also hin, holte den Reis, schüttete ihn in den Topf und rührte ihn mit dem Löffel. Da brüllte die Kuh zum drittenmal. „Ja,“ sagte der Mann, „jetzt sollst du auch bedient werden.“ Er ging also in den Stall zu der Kuh und sah mit Schrecken, daß kein Futter für sie da war. Blitz, dachte er, wenn ich jetzt erst Futter machen soll, so fängt das Wasser an zu kochen und der Reis läuft über, und das wäre doch schade für mein Leibgericht. Da nahm er die Kuh und

Digitized by Google

leitete sie vom Berge her auf sein bemooftes Strohdach, auf dem mancherlei Kräuter wuchsen, und ließ sie da weiden. Wie er aber in der Küche war, das wallende Wasser abgoß und neues auf den Reis schüttete, dachte er: Wenn die Kuh herabfiele, könnte sie Hals und Bein brechen, und das wäre doch schade um sie.

Er lief also wieder hinaus auf das Dach, band der Kuh einen Strick um den Hals und warf das Ende des Strickes durch den Schornstein in die Küche, dort aber band er es sich ans Bein und dachte: Nun kann ich hier ruhig Reisbrei kochen. Er goß auch bald das siedende Wasser ab, that Milch in den Brei und setzte ihn wieder aufs Feuer, fleißig rührend, damit er nicht anbrenne. Unterdessen weidete die Kuh die Kräuter auf dem Dache ab, ging immer weiter und stürzte herab; weil jedoch der Strick zu kurz war, hielt er sie in der Schwebe, daß sie nicht zu Boden kam; aber der Mann wurde durch ihr Gewicht in die Höhe gezogen und hing über dem Reisbrei. Zum Glück kam gerade die Frau nach Haus und sah die Kuh hängen und schon die Zunge aus dem Hals strecken. Schnell nahm sie ihr Käsemesser, schnitt den Strick ab und ließ die Kuh sacht zu Boden gleiten. Dann lief sie in die Küche, um den Mann auszuschelten. Da steckte er mit dem Kopfe mitten im Reisbrei, und sie mußte ihm heraushelfen und ihm den Brei aus Haaren und Gesicht herauswaschen. Nun wollte sie noch eine Strafpredigt anfangen. Er aber sagte: „Sei nur still, den Kopf hast du mir ja eben schon gewaschen. Künftig geh' ich ins Feld, und du bleibst zu Haus; man soll die Ordnung der Natur nicht verkehren."

---

7. Klas Avenstaken.

1. In dem Lande Westfalen, nicht weit von der Stadt Minden, lebte vor vielen Jahren ein Schultheiß, der Peter Avenstaken hieß. Das Dorf, in dem er Schulze war, hieß Dümmelshusen. Er war ein Mann, nach Gemütsart und Sitten geduldig und sanftmütig und deswegen bei Freunden und Nachbarn geehrt und geliebt. Dabei war er aber auch von großem und riesigem Leibe und von so gewaltiger Stärke, daß er weit und breit nur der starke Peter hieß und daß die Leute ihm wohl hundert Schritt aus dem Wege gingen, wenn er böse ward; denn ward er böse, so ward er es sehr und konnte überhaupt nichts Mittelmäßiges thun. Er hatte ein Lieblingswort, das er oft gebrauchte und das in seiner Familie sehr alt war; dieses Wort hieß „Gerade durch" oder wie sie in Westfalen sagen „Grad där" und nach dem Worte nannten ihn wohl manche Leute Peter

Digitized by Google

Grad där, was er ganz wohl aufnahm. Seinen Ursprung hatte dies Wort von einer alten Geschichte, die sich mit dem Stifter des Hauses vor alten Zeiten begeben hatte. Dieser war ein Schuhmachergesell Namens Klas. Als der einst mit einem seiner Gesellen auf der Wanderschaft war und durch den Wald längs der Weser nach Minden ging, kam ein wütender Wolf auf sie los. Sein Gesell entlief und kletterte auf einen Baum. Klas aber blieb festen Fußes stehn, nahm seinen Stock (den er von einem Bäcker zum Geschenk erhalten hatte) und erwartete den Wolf. Als dieser nun auf ihn zufuhr, stieß er ihm den Stock in den offenen Rachen so gewaltig, daß er gerade hindurch ging und der Wolf alle viere von sich streckte. Sein Gesell fand sich nun wieder zu ihm, aber den prügelte er weit von sich weg als einen feigen erbärmlichen Schächer. Er selbst ging mit einem Paar Köhler, welche das Abenteuer mit angesehen hatten, seines Weges weiter durch den Wald und übernachtete im nächsten Dorfe. Dem Wolfe hatte er die Haut abgezogen und trug das herrliche Siegeszeichen auf seinem Stocke. Als Klas in der Dorfherberge angekommen war, erzählten die Köhler den Kampf mit dem Wolfe, und alle Bauern und Knechte und Dirnen liefen zusammen, daß sie den jungen Schuhmacher sähen, der den Wolf mit einem Stecken erschlagen hatte wie König David den Riesen Goliath mit einem Steinchen. Dabei blieb Klas aber so still und bescheiden, daß er die Herzen der ganzen Bauernschaft, die in der Herberge zusammengelaufen war, gewann und daß ihn mehrere gern im Dorfe behalten hätten. Er hatte auch nichts dawider einzuwenden und blieb da, indem er zuerst fleißig sein Handwerk übte. Doch als er nach einiger Zeit die Tochter eines rechtschaffenen Bauersmannes heiratete, nahm er Pflug und Spaten statt Leder und Draht in die Hand. Von dem Stecken aber, der an der Spitze angebrannt war, weil der Bäcker oft in dem Backofen die Kohlen damit umgerührt hatte, nannte ihn alle Welt Klas Avenstaken (Ofenstecken). Er aber gewöhnte sich das Wort an, das andere von ihm gebrauchten: Grad där. Denn sie pflegten im Scherz von ihm zu sagen „Grad där sagt Klas Avenstaken." Das Wort behielten seine Enkel und Urenkel nach ihm als ein gutes Wort, das Mut und Glück bedeute, und die Eltern horchten und merkten frühe darauf, welches von ihren Kindern sich dieses Wort vor den andern herausnehme, denn sie meinten, das würde das tüchtigste und glücklichste werden.

2. Dem Peter in Dümmelshusen waren von seiner Frau Grete schon viele Söhne und Töchter geboren, und die Grete hatte ihrem Manne schon oft angelegen, er solle doch einen Sohn mit dem Hauptnamen in der Familie, Klas, taufen lassen. Er hatte aber immer den Buben andre Namen

Digitized by Google

gegeben. Nun geschah es, daß wieder ein Sohn geboren ward und daß Peter mit Gewalt wollte, daß dieser Klas heißen sollte. Dagegen wollten die Mutter und ihre Verwandten ihm gerne den Namen Johannes geben, weil er am Johannisabend zur Welt gekommen war. Auch sagte sie, indem sie das Kindlein in der Wiege betrachtete: „Sieh, Mann, wie sanft und still der Junge aussieht; daraus wird nimmermehr ein Klas, der es mit einem Wolfe aufnimmt.“ Aber Peter wollte nun einmal, daß er Klas heißen sollte, und der Grete half kein Bitten und Schelten, der Priester mußte den Knaben Klas taufen.

Und dem kleinen Klas gedieh sein Name wohl; er nahm unverzagt die Muttermilch und ließ es sich trefflich schmecken, bekam im zweiten Monat schon den ersten Zahn, hatte im vierten Monat schon sechs Zähne und genoß nebenbei noch allerlei Speise und Trank. Vor dem neunten Monat aber stand er schon auf eigenen Füßen und richtete sein Antlitz zum Himmel auf. Als das Peter, sein Vater, sah, nahm er ihn auf den Arm, lächelte seelenvergnügt und sprach: „Sieh, Grete, welch ein Klas!“ Grete aber antwortete in scherzendem Zorne: „Dein Klas ist noch nicht über alle Berge, ich wollte doch, er hieße Johannes.“ Solch kleine Neckereien hatten die Eltern oft über das Bübchen, das dabei recht wohl gedieh und bald alle Knaben seines Alters, auch solche, die ein Jahr älter waren, zur Erde warf. — So war er bei Essen und Trinken, Schlafen und Spielen fünf Jahre alt geworden. Nun stellte ihn der Vater den Frühling und Sommer schon hinter die Gänse, und den Winter mußte er in die Schule gehn und beten und das Abc lernen. Mit dem siebenten Jahre rückte er zum Schweinehirt vor und im neunten mußte er schon Ochsen und Pferde hüten. All dies that er ordentlich und so geschickt, daß der Vater seine Freude daran hatte. Das einzige, worüber Klagen einliefen, waren Beulen, die er den Nachbarskindern zuweilen schlug. Peter nahm dann seinen Klas gewöhnlich allein und ermahnte ihn zu aller Friedfertigkeit. Dessen bedurfte es aber in der That nicht. Klas war einer der stillsten und freundlichsten Jungen, der keinem Geschöpfe etwas zuleide that, am wenigsten schwächere und kleinere Knaben necken konnte; aber wenn er gereizt ward, gebrauchte er die Kraft seiner Fäuste nicht mittelmäßig.

Nicht so gut als hinter den Gänsen, Säuen und Ochsen ging es Klas hinter den Bänken des Schulmeisters. Er hatte zum Lernen wenig Lust und Geschick und konnte es in vier Jahren kaum zum Lesen bringen; denn was im Winter gelernt war, hatte er im Sommer im Walde und Felde immer richtig wieder ausgeschwitzt, so daß seine Brüder und die Nachbarskinder in der Schule immer weit mehr gelobt wurden als er.

Digitized by Google

Doch hatte der alte Schulmeister ihn sehr lieb und gab ihm das Lob der Sittigkeit, des Gehorsams und der Frömmigkeit. Grete sagte dann zuweilen wohl spöttisch: „Peter, wir wollen doch sehen, was aus deinem Klas wird. Ich wollte, er hieße Johannes, dann wäre er gewiß klüger geworden.“ Aber Peter brummte getrost: „Klas wird doch noch der beste werden.“ Klas gab nämlich ein anderes großes Zeichen von sich, worauf der Vater Häuser baute. Seit seinem vierten Jahre rief der Bube immer Grad bär, sobald er heftig ward oder was Heftiges und Ungestümes beginnen wollte, besonders wenn er die Fäuste zum Kampfe ballte. Das that kein anderes von Peter Avenstakens Kindern, obgleich sie das Wort oft genug aus dem Munde des Vaters hören konnten. Und Peter erlebte die große Freude, daß Klas vor seinem neunten Jahre im ganzen Dorfe von jung und alt Klas Grad bär genannt ward und daß es in Dümmelshusen wieder hieß: Grad bär, sagt Klas Avenstaken.

Als Klas zwölf Jahre zählte, war er für sein Alter ungewöhnlich groß und stark, stand gerade und fest auf den Beinen und hatte einen großen Kopf und eine breite Stirn mit langen herabhängenden Flachshaaren, unter welchen ein Paar trotzige blaue Augen hervorguckten. Da kam der dreizehnte Herbst seines Lebens, und mit dem November jenes Jahres verschwand Klas durch eine der wunderbarsten Begebenheiten plötzlich aus dem elterlichen Hause.

Peter hatte einen neuen Knecht gemietet, der mit dem ersten November zuzog. Dieser hieß Hans Valentin und war schon ein ältlicher Mann von fünfzig Jahren. Der Knecht war nicht lange im Hause, so schloß er mit den Knaben eine besondere Freundschaft, am meisten aber mit Klas. Valentin wußte nämlich viele Fabeln, Geschichten und Märchen und erzählte sie abends nach der Arbeit den Kindern. Auch die Kinder der Nachbarschaft kamen häufig in Peters Haus, damit sie ihn hörten. Dies geschah meist Samstags und Sonntags Abend, wo Valentin Zeit hatte zum Erzählen. Die Buben brachten Äpfel, Nüsse und dergleichen mit, und damit setzte sich die Genossenschaft in eine Ecke und schmauste und Valentin erzählte. Das war aber das besondere, daß keins von den Kindern die Geschichten besser behielt und lebendiger wieder erzählte als Klas, so daß Peter ihm oft mit Wohlgefallen zuhörte und lächelnd seiner Frau zurief: „Hörst du, Grete? hörst du, wie der Klas, der Blitzjunge, erzählen kann?“ Sie aber nahm es kalt auf und sagte wohl: „Ja, ein Klas ist er und bleibt er, ein rechter Märchenklas, aber Schultheiß wird er nie werden, denn er kann ja nicht einmal schreiben.“ So sprachen die Eltern über Klas, jeder auf seine Weise. Sie merkten aber nicht, daß mit Klas eine große Veränderung vor-

Digitized by Google

ging und daß Valentin ihn viel lebendiger und im Herzen viel lustiger machte. Denn die Geschichten ergriffen den Jungen so, daß er nichts anderes sah und hörte, dichtete und träumte als Hexen und Hexenmeister, Drachen und Riesen, bezauberte Prinzessinnen und verwünschte Schlösser. Ja es ging so weit, daß der Knabe manche liebe Nacht davor gar nicht schlafen konnte, sondern oft die Augen noch offen hatte, wenn der Hahn schon den Morgen verkündigte.

3. So war Valentin mit seinen Buben gegen das heilige Christfest hingekommen, wo die vielen Festtage und die langen Abende zu Spielen und Märchen Veranlassung gaben. Valentin hatte bis auf diese fröhliche Zeiten seine besten Geschichten aufgespart. Von allen Geschichten aber, die er ihnen auftischte, wurden sie am meisten erfreut durch die von dem Pfannkuchenberge und von dem gläsernen Berge.

Diese Geschichten gefielen so sehr, daß sie wenigstens vier Tage hintereinander erzählt werden mußten, zumal da, wie Valentin wußte, die beiden Berge in der Nachbarschaft lagen, in dem hohen Walde, in welchem er den Knaben, die dort oft das Vieh gehütet hatten, die Eiche und Buche ganz deutlich beschrieb und bezeichnete, die auf ihrem Gipfel stünden. „Bei Tage," setzte er hinzu, „kann man diesen Bergen freilich nicht ansehen, was sie eigentlich sind; dann sehen sie aus, wie alle andern Berge. Aber um Mitternacht sind sie, was sie sind, der eine von dem allerdurchsichtigsten und allerklarsten Glase, wo Mond und alle Sterne durchscheinen bis auf den Grund, und der andere der prächtigste Pfannkuchen, so prächtig, als er nie in einer Pfanne gebacken ist. Die Sage geht," sprach er dann freundlich und mit leiserer Stimme, „daß wer in den Pfannkuchenberg steigt, ein großer König wird, und wer in den gläsernen Berg springt, ganze Säcke mit Dukaten und goldnen Bechern und silbernen Schalen mit nach Hause trägt. Aber wer hat dazu den Mut? Solche Leute werden nicht alle Tage geboren."

Das Wörtlein „aber wer hat dazu den Mut" gab nun Gelegenheit zu vielem Reden, und sie drillten und foppten einander damit. Einige Wochen lang hörte man am Schlusse jeder Geschichte immer durchklingen: Aber wer hat dazu den Mut? Einige Schalke sagten dann auch wohl neckend: „Klas Grad där hat den Mut," und Klas zuckte es dann immer in den Fingern, und er hätte sie gewiß gebraucht, wenn der Vater nicht dabei gewesen wäre; denn Peter strafte es hart, wenn sich die Buben in seiner Gegenwart rauften. Indessen ging die Rederei immer fort, und auch das Wort „Klas Grad där hat den Mut", so daß es dem Knaben endlich zu toll wurde und er bei sich selbst dachte: Es ist doch auch schlecht, daß ich nicht den Mut haben soll.

Digitized by Google

Als sie daher einmal wieder so stichelten und stachelten, entfiel ihm im Zorne das Wort: „Ja, Klas Grad där hat den Mut, wenn ihr den Mut habt mit dabei zu sein, und ihr könnt nun wählen, was ihr wollt, ich nehme mir den Pfannkuchenberg, worin der König sitzt, und will voransteigen, wenn ihr mir folgen wollt!“ Da schämten sie sich und schrieen alle: „Ja, ja, wir wollen mit, wir wollen mit,“ denn es war eben der helle Mittag und sie glaubten alle des Mutes überflüssig zu haben und hatten ihn damals auch. So neckten sie sich den ganzen Tag und Abend fort und fort, und Valentin und Peter und Grete und die Knechte und Mägde, die es hörten, zogen sie auf; denn sie glaubten nicht, daß es ihr Ernst sei. Die Knaben aber wurden dadurch nur noch fester in ihrem Vorsatze, und der steife Klas hielt die andern fest, indem er ihnen alles auf das herrlichste vormalte, wie lustig sie dort leben und mit welchen Schätzen und Herrlichkeiten sie nach Hause kommen würden.

4. So war es Abend geworden und es schlug 10 Uhr vom Kirchturm, da rief Klas: „Frisch, Gesellen, heraus! Es ist Zeit, wir haben über eine halbe Meile bis zum Walde.“ Da gingen seine Brüder und fünf andere Knaben heraus mit ihm, alle in Sonntagskleidern und mit weißen Stöcken. Und die Alten lachten und liefen hinter ihnen her, und der Valentin lachte am lautesten, denn sie dachten: Die werden keine Berge sprengen, sondern bald wieder hier sein.

Die Knaben aber strichen nun geschwind über das Feld hin, und Klas lief allen voran, so brannte die Lust in ihm. Auch die andern Knaben hüpften und sangen und jauchzten, als ginge es zu einer Hochzeit. Als sie aber die Bäume des Waldes sehen konnten, da wurden sie fast alle still. Ja, als sie gar an den nahen Wald kamen und die hohen Bäume rauschen und die Wasser der Gießbäche aus der Ferne brausen hörten, da waren sie nicht aus der Stelle zu bringen, und nur der einzige Klas lief hinein. Er rief ihnen zu, daß sie ihm folgen sollten, und schalt sie. Sie aber achteten das nicht, sondern sagten, der eine dies, der andere das, und keiner wollte mit. Da nannte er sie feige Memmen und rief ihnen spöttisch zu: „Klas Grad där hat den Mut!“ und so rauschte er spornstreichs durch die Sträuche immerfort bergan. Die andern aber rauschten über das Feld zurück nach Hause und machten so geschwinde Schritte, als hätte jeder ein Gespenst auf den Fersen gehabt.

Und Klas lief eilends auf manchen krummen Pfaden, die er kannte, bergauf und bergab, bis er auf der höchsten Höhe des Forstes die Buche nicken sah. Da mußte er auch still stehn, und der Mut wollte ihm fast

Digitized by Google

klein werden, zumal da er wohl vier Kirchenglocken aus der Ferne eben zwölf schlagen hörte. Aber als ein wackerer Bube sprach er sich das Wort zu, das sein Vater ihm oft gesagt hatte, ein braver Kerl müsse nie vor einem Entschlusse umkehren, den er in fröhlicher Stunde gefaßt habe, und wenn es zur That komme, sich wie ein Hase auf die Hinterfüße setzen. Klas rief daher Grad där, daß der Wald wiederhallte, und so sauste er den Berg hinan.

Er kam dahin, wo er eben die Buche noch gesehen hatte. Sie stand nicht mehr da, wohl aber duftete und schimmerte der schöne Pfannkuchenberg im Mondenscheine. Und Klas bedachte sich nicht lange, that beherzt seine beiden Augen zu, richtete sich mit beiden Füßen auf die Zehenspitzen, und indem er laut rief: „Grad där, sagt Klas Aveustaken!“ wagte er den Sprung. Und der Sprung mißriet ihm nicht, sondern er glitt sanft in den Berg hinein und sank leise und langsam hinab. Es deuchte ihm, als ob er lieblich geschaukelt und gewiegt werde, so daß er einschlief und wundersame Träume hatte, worin ihm sein alter Hans Valentin erschien und ihm gar wohlgefällig und freundlich zulächelte.

Als er erwachte, war es dämmrig um ihn her. Er fühlte, daß er in einem weichen Bette lag, auf so weichen und feinen Kissen, als ihm Grete, seine Mutter, nie untergelegt hatte, und das gefiel ihm sehr. Aber er hungerte, und das gefiel ihm nicht. Da fing es an hell zu werden, und er bedachte und besann sich über gestern und über die vorigen Tage und sprach: „Hier soll ich ja im Pfannkuchenberge sein; will doch einmal sehen, ob mir Valentin auch etwas vorgelogen hat. Er rieb sich die Augen aus, und es ward heller um ihn, es fiel aber nur ein dämmerndes Licht von oben herab. Und seine Augen freuten sich, und sein Herz freute sich noch mehr, denn was ward er gewahr? daß er nun wirklich mitten in dem Pfannkuchenberge war und daß der alte Valentin nicht gelogen hatte. Denn er war nun in einem Zimmer, worin ein Bett, ein Tisch und eine Bank war, fast wie in seines Vaters Hause, nur alles viel netter und zierlicher. Das Zimmer war rings überall gar herrlich geschmückt. Da waren die Wände mit gebratnen Gänsen und Enten und Hühnern, Schnepfen, Rebhühnern und Wachteln und Krammetsvögeln wie mit den schönsten Tapeten in der buntesten Mannigfaltigkeit verziert und mit Hasen, Hirschen und Rehen in Menge. Die schönsten Schüsseln und Teller und Messer und Gabeln hingen dabei. Die andere Seite war mit Kuchen ausgeschmückt und mit Zuckerwerk und köstlichen Früchten, Pfirsichen, Aprikosen, Apfelsinen, Weintrauben, Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Nüssen, und was Zunge und Zahn nur immer sich in ihrer Lüsternheit zu schlürfen und zu beißen wünschen mögen. An den beiden schmäleren Enden des Zimmers standen blühende Bäume und Bäume voll

Digitized by Google

Früchte, und unter den Bäumen liefen an jeder Seite zwei Quellen heraus; an dem einen Ende war eine Wasser- und eine Milchquelle, an dem andern Ende war eine Bier- und Weinquelle. Klas bekümmerte sich um zwei Quellen gar wenig, nämlich um die Wasserquelle und die Bierquelle, sondern gebrauchte allein die Milchquelle und die Weinquelle. Dieses ganze Zimmer war ein Wunder; aber das größte Wunder darin war, daß jeder verzehrte Braten und jede abgepflückte Birne oder Traube gleich wieder wuchs, und daß die Milchquelle und die Weinquelle nicht versiegten. Ja, hätte auch ein ganzes Heer Reiter und Fußvolk in dem Pfannkuchenberge gegessen und getrunken, es wäre wohl noch genug übrig geblieben.

Und unser Klas aß und trank wie ein Kerl. Er wachte wohl fünfmal des Tages auf und dann aß und trank er jedesmal tüchtig und dann schlief er gewöhnlich wieder ein, so daß er nichts that als essen, trinken und schlafen. Die Nächte durch schlief er immer in einem fort, vom Abend bis zum Morgen, ohne je zu erwachen. Weil ihn sein dämmerndes Zimmer an nichts erinnerte, was er oben auf der Erde gesehen und erlebt hatte, so verschwand ihm das Vergangne fast aus dem Gedächtnisse. Nur seines Vaters gedachte er zuweilen und des treuen Valentin und des freundlichen alten Schulmeisters, aber das war ihm auch nur wie ein Traum. Das aber hielt er von frommen und gottesfürchtigen Dingen und Gewohnheiten fest, daß er jedesmal, ehe er aß, seine Hände faltete und betete. Sein Gebet, denn eins konnte er nur, war nicht sehr lang, und hieß: „Fürchte Gott, liebes Kind! Gott der Herr sieht und weiß alle Ding!“ Seine Schlafstunden bei Tag und Nacht waren ein ewiger Traum und zwar ein sehr bunter und lustiger Traum, in dem Valentins Geschichten und Märchen wunderbar aufblühten und sich zu immer neuen Geschichten und Märchen gestalteten. Er war dann immer mitten drin und vollbrachte ungeheure Thaten, erschlug Drachen und Riesen, zersprengte eiserne und diamantne Thore, befreite Prinzessinnen und ward endlich König.

Auf diese Weise verlebte Klas in seinem Pfannkuchenberge ein ganz vergnügtes und lustiges Leben. Fünf Jahre vergingen ihm wie ein Tag, und essend und trinkend war er immer tiefer hinabgesunken, und das Zimmer hatte sich mit ihm hinabgesenkt. So hatte er sich glücklich durch den zauberischen Berg hindurchgegessen; denn durchessen mußte sich, wer hineinsprang, hatte Valentin gesagt, anders konnte er nimmer aus dem Berge erlöst werden. Wie viel er aber in dieser langen Zeit gegessen und getrunken hat, wer will das ausrechnen? Gewiß ist es aber nicht weniger gewesen, als zehn der unverdrossensten Esser und Trinker nur hätten bezwingen können. Auch war es nicht verloren an ihm, sondern er war ein gar starker und reisiger Jüng-

Digitized by Google

ling geworden. Als nun die fünf Jahre um waren und Klas sich bis an den Rand durchgegessen hatte, fiel er in einen tiefen Schlaf und träumte die sonderbarsten Träume. Unter diesen Träumen aber war er wieder aus dem Berge herausgefallen, ohne daß er etwas davon gemerkt hatte, denn er verschlief die Wundergeschichte.

5. In seines Vaters Hause hatte sich seit seinem Verschwinden nichts Ungewöhnliches begeben. Seine Eltern und Geschwister lebten gottlob noch alle, und seine mitternächtliche Pfannkuchenbergfahrt war wirklich das einzige Außerordentliche gewesen, was das Haus in langer Zeit betroffen hatte. Es war lange Trauer um ihn gewesen, besonders in dem Herzen des Vaters, der es aber nicht merken ließ. Von dem alten ehrlichen Valentin, den die Mutter überdies wegen seiner Geschichten noch viel ausgescholten hatte, war seit jener Zeit alle Freude gewichen. Kein Märchen war wieder über seine Lippen gekommen, und der muntere und scherzhafte Mann war fast stumm und grämlich geworden. Auch wollte er aus Peters Hause und Dienst fort, aber Peter hatte es nicht zugelassen, sondern gesprochen: „Hat der Valentin so großes Leid mit uns erfahren, so soll er auch das bißchen Brot mit uns essen bis an sein Lebensende.“ Von Klas ward übrigens fast nicht mehr gesprochen, und die meisten Leute meinten, das Knäblein werde in diesem Leben wohl nimmermehr wiederkommen. Nur Valentin und Peter sprachen zuweilen unter sich noch von dem Knaben, den sie beide so lieb gehabt hatten, und hegten verschwiegen die Hoffnung, er könne doch wohl noch einmal wiederkommen. Und siehe, ihre Hoffnung betrog sie nicht, denn Klas kam wirklich wieder.

Als Klas erwachte, lag er nicht in seinen weichen Betten, sondern im grünen Grase und sah seine wohlbekannte Buche wieder und den hohen Berg, auf dem er so oft die Rinder gehütet hatte, und den ganzen Wald und das Dorf darunter. Die Dörfer umher und ihre Kirchtürme kamen ihm wie alte Bekannte vor, und die fünf im Pfannkuchenberge verlebten Jahre waren ihm wie ein Traum, so daß es ihm nicht anders war, als sei nur eine Nacht vergangen zwischen dem Abend, wo seine Brüder und Gesellen von ihm liefen, und diesem Morgen, wo die Lerchen der Erde ihn wieder wach sangen. Es war eben ein sehr schöner Frühlingstag, als er sich durchgegessen hatte und wieder aus dem Berge fiel. Klas lag nicht lange im Grase und gaffte, sondern er machte sich bald auf und lief geschwinde durch den Wald und über das Feld gerade auf seines Vaters Haus zu. Als er in die Stube trat, fand er seine Eltern und Geschwister und den Valentin alle um den Tisch stehend; sie hatten die Hände zum

Digitized by Google

Gebet gefaltet, denn sie wollten eben frühstücken. In diesem Augenblicke trat er unter sie. Da er aber schön und groß, beinahe einen halben Kopf höher als Peter war und neue Kleider anhatte, so sahen sie alle auf und verneigten sich vor ihm, denn sie meinten, er sei ein Fremder. Er aber fiel Vater und Mutter, den Geschwistern und Valentin um den Hals, küßte sie und sagte: „Ich bin Klas und bin wieder aus dem Pfannkuchenberge gekommen.“ Nun erkannten sie ihn wieder an manchen Zeichen und erstaunten sehr und freuten sich, daß er so groß und hübsch geworden war.

Als nun das erste Erstaunen vorbei war, da wollten alle wissen, wie es ihm ergangen sei in den fünf Jahren und drei Monaten, die er weg gewesen war. In kurzer Zeit war das ganze Dorf zusammengelaufen, um Klas Avenstaken zu sehen. Das erste Wort war aber immer: Nun, lieber Klas, erzähle uns, wie es dir ergangen, und wie sieht es in dem Pfannkuchenberge aus? Doch er wußte ihnen davon nicht viel zu sagen, sondern es kam alles dunkel heraus wie Träume und Gespenstergeschichten, so daß einige meinten, er sei wohl gar nicht in dem Pfannkuchenberge gewesen, sondern seinen Eltern entlaufen und nun wieder gekommen. Die Geschichte von dem Pfannkuchenberge sei von dem schlauen Schultheißen nur ersonnen, um das Weglaufen zu bemänteln. Die meisten indes hatten Glauben an das Abenteuer und fanden recht großen Gefallen an der Erzählung, wie sein Zimmer mit Braten, Kuchen und Früchten tapeziert gewesen sei und wie der Milchbrunnen und Weinbrunnen immer im Flusse gewesen. An seinen starken und schönen Gliedern, an seinen rosenroten Wangen und funkelnden Augen sahen sie auch wohl, daß er die Zeit über nicht gehungert hatte. Erzählte er aber von seinen schönen und bunten Träumen, so verstanden auch sie ihn nicht recht. Klas war in seinem achtzehnten Jahre, als er sich nun hier wieder auf der Erde befand. Das sah er wohl, daß er hier nun ein ganz anderes Leben führen müsse, und so machte er sich rüstig an die Arbeit, denn dazu hatte er Sehnen und Knochen. Er half seinem Vater pflügen und säen, brach Steine und hauete Holz, mähte Gras und Korn, that all sein Werk still und bescheiden und schaffte so viel als drei andere. Darum hatte ihn der Vater sehr lieb, und auch der alte Valentin freute sich über ihn. Der Mutter aber deuchte er noch zu still und zu einfältig und nicht so anstellig und geschickt als die andern Kinder, obgleich auch sie sich über seine schöne Gestalt und Jugend freute. Viele Worte konnte Klas auch wirklich nicht machen, denn er hatte in den fünf Jahren, die er in dem Berge gesessen, fast alles vergessen, was er in der Schule gelernt hatte, so daß er nichts weiter wußte als sein einziges kurzes Gebetchen. Doch war er gehorsam und demütig in aller Arbeit, ging mit

Digitized by Google

andern Christen fleißig zur Kirche, hielt alle heiligen Tage andächtig mit und hatte Liebe bei jedermann und ein gutes Gemüt.

6. So waren wieder dritthalb Jahre vergangen und Klas war an Schenkeln und Schultern noch stärker und womöglich noch schöner geworden. Da begab sich, was sich begeben sollte, damit er aus dem Bauernkittel heraus und zu hohen Ehren gelange, wozu Gott ihn hatte geboren werden lassen.

Er war einst mit seinem Vater in den Wald gegangen, um Holz zu fällen. Sie hieben an zwei verschiedenen Seiten einige hundert Schritt voneinander, so daß sie nichts weiter als den Schall ihrer Äxte hören konnten. So mochten sie wohl einige Stunden gearbeitet haben, als Klas mit einemmale von der Stelle her, wo Peter arbeitete, ein klägliches Rufen hörte. Er ließ seine Arbeit und lief spornstreichs hin und sah, wie vier Männer in grünen Röcken seinem Vater die Hände auf den Rücken gebunden hatten und ihn mit Prügeln forttrieben. Da ergrimmte er, sprang hinzu, riß die Bande los, stieß die Männer weg und fragte sie, aus was für Macht sie das thäten. Sie antworteten ihm, er komme ihnen eben recht und ihm werde dasselbe geschehen, denn sie beide seien Holzdiebe und haueten nicht auf ihrem Grunde, sondern es sei der Wald des gnädigen Herrn, dessen Jäger sie wären. Es half nicht, daß Peter und Klas sich darauf beriefen, dieses Holz sei nicht des Grafen Wald, sondern gehöre der Gemeinde des Dorfes Dümmelshusen. Die Jäger unterstanden sich dennoch, den Alten wieder zu binden, und wollten auch Klas binden. Da kam aber der Zorn über ihn, und indem er mit gewaltiger Stimme Grad där rief, hieb er mit der Axt um sich und hieb sie alle nieder, daß auch kein Lebenszeichen in ihnen blieb. Seinen Vater tröstete er wegen des Schimpfes und ging mit nach Hause, wo er jedermann offen erzählte, was sich zwischen ihm und den Jägern im Walde begeben hatte.

Doch das ward ihm und seinem Vater nicht so geglaubt, sondern es hieß, er habe die Jäger gewaltsam angegriffen und umgebracht. Der ergrimmte Graf sandte daher viel hundert Mann nach Dümmelshusen mit Spießen und Stangen, damit sie den Klas einfingen und ins Gefängnis führten. Klas hätte wohl entweichen können, aber er weigerte und wehrte sich nicht, sondern ließ sich ruhig wegführen, denn er sprach bei sich: „Der Obrigkeit soll man gehorchen und unterthan sein, und Gott wird Recht und Unschuld wohl ans Licht bringen.“ Als er nun in die Stadt gebracht war, wo der Graf wohnte, warfen sie ihn in ein dunkles Gefängnis, wo weder Sonne noch Mond hineinschien, und legten ihm Hände und Füße in Eisen

Digitized by Google

wie einem Missethäter. Darnach hielten sie ein strenges Gericht über ihn und verdammten ihn zum Tode, weil er des Landes Frieden gebrochen und schweren Mord begangen hätte. Alsbald ließ der Graf einen neuen Galgen bauen vor den Thoren der Stadt, 20 Ellen hoch, woran Klas Avenstaken gehängt werden sollte. Gleich am folgenden Tage, nachdem der Galgen fertig war, sollte das Urteil ausgeführt werden. Viele tausend Menschen waren aus allen Gegenden herbeigelaufen den Tag, da er gehängt werden sollte, denn das Gerücht von seiner Schönheit und Stärke war weit erschollen; auch hatten die Leute sich das Märchen vom Pfannkuchenberge wieder erzählt und es mit vielen Wundern vermehrt.

Als nun die Sonne des Morgens aufging, wo Klas als armer Sünder sterben sollte, ward er aus dem Stadtthore hinausgeführt und trug seine schweren Ketten so leicht, als wären es Strohhalme gewesen. Wohlgemut und festen Angesichts schritt er daher, denn er hatte recht andächtig gebetet und tröstete sich Gottes, da er sich keiner schweren und freiwilligen Schuld bewußt war. Aller Augen flossen in Thränen über, daß ein so schönes junges Blut sterben sollte; besonders jammerten die Weiber und Jungfrauen, deren Herz von Natur mitleidiger ist. Als aber Klas unter den Galgen geführt ward und die Priester mit dem Kreuze in der Hand um ihn standen und zu ihm sprachen und geistliche Lieder sangen, da ward das Weinen ein lautes Schluchzen, Heulen und Schreien rings um das Hochgericht. Unter andern war auch eine schöne junge Frau da, welche sich durch den Haufen gedrängt hatte und Klas gerade gegenüberstand, so daß sie ihm ins Gesicht schauen konnte. Diese rief so laut, daß alle Leute es hörten und er es auch hörte: „O, thäte dieser nur den Schergen und Henkern, wie Simson den Philistern, und zerbräche ihre Bande!“ Da fiel Klas die Geschichte von Simson aus der Schule wieder ein, und er dachte: „Versuchen kannst du es wohl, ob es Gottes Wille wäre!“ Und er raffte seine Glieder zusammen und spannte seine Sehnen und rief voll Zorns: Grad där! Da sprangen die eisernen Ketten, als wären es Strohseile gewesen, und er stürmte durch die Henker und Schergen und durch alles Volk hin und warf rechts und links alles mit seinen mächtigen Fäusten nieder. Das Volk aber jauchzte dazu und schrie: Grad där, Klas! Und Klas lief wie ein Hirsch über das Feld hin in den Wald, so daß die, welche zu Fuß und zu Pferde ihm nachjagten, ihn nicht einholen konnten. Auch mochten sie wohl keine sonderliche Lust haben, sich an ihn zu machen; denn sie hatten gehört, wie er jenen vier Jägern gethan, und eben selbst gesehen, was seine Knochen und Sehnen vermochten, als Schergen, Henker und alles Volk, das ihm im Wege stand, unter seinen Fäusten niedergestürzt

Digitized by Google

war. Alles Volk jauchzte und frohlockte, daß Klas so entronnen war. Auch in Dümmelshusen hörten sie bald, was unter dem Galgen geschehen war, und die Eltern und Geschwister richteten sich wieder auf aus dem Elende und aus der Schmach. Peter aber faltete die Hände und betete: „Gott, du bist gerecht, Klas ist kein Mörder, er hat sich für mich und sich nur ungerechter Gewalt erwehrt!“ Als Klas in den Wald gekommen war, wo keine offnen Straßen waren, lief er nicht mehr, sondern ging sachte und hörte seine Jäger und Verfolger mit Hunden und Pferden ruhig um sich her tosen. Er hatte sich einen tüchtigen knotigen Ast von einer Eiche gebrochen und zurecht gemacht und dachte: Laß sie nur kommen! zehn und zwanzig von ihnen thun mir's noch nicht, wenn Gott nicht wider mich ist. So ging er seines Weges fort, bis es Nacht ward; da nahm er Herberge bei einem Köhler. So ging er noch einen Tag fort, und gelangte auf das Blachfeld, das zwischen der Weser und Elbe hinstreicht bis ans Meer. Hier, dachte er, mußt du dich mehr inacht nehmen, weil sie in hellen Haufen hinter dir hersetzen können. Daher schlug er abgelegene Wege ein durch die Wälder und Sümpfe und kehrte nur bei Hirten, Köhlern und Müllern im Walde ein. Als nun der fünfte Tag anbrach, da sah er zum erstenmale in seinem Leben das Meer und erstaunte über die Pracht und fiel auf sein Angesicht und betete und dankte Gott, daß er ihm bis dahin geholfen hatte. Das wußte er aber noch nicht, was das Meer aus ihm machen sollte.

7. Klas war an der Elbe angelangt in der Gegend, wo sie bald ins Meer fällt und sehr breit ist, und ging an ihrem Strande hin auf Schiffe zu, die er in der Ferne liegen sah. Es war aber die Zeit der Ebbe und der Strand sehr flach. Da er aber nichts von Ebbe und Flut wußte und am Strome so in Gedanken fortschlenderte, hatte er nicht gemerkt, daß das Wasser zunahm, und da die Flut immer schneller wuchs, so sah er sich in einem Augenblick rings vom Wasser umflossen, das ihm bis über den Gürtel stieg. Da lief er, was er konnte, den Schiffen zu, die nun nicht mehr fern waren, und ergriff eine lange Stange, die an ihm hinschwamm, um sich daran zu stützen. So kam er in die Nähe des ersten Schiffes, welches wohl noch zwanzig Schritte vom Lande auf der Tiefe lag. Da nahm er seine Stange, schwang sich daran empor, rief Grad där und sprang mitten auf das Schiff. Die Leute, die unten in dem Raume waren, erschraken über den Lärm; denn es knallte, als hätte ein Gewitter eingeschlagen. Bestürzt liefen sie alle auf das Verdeck und erstaunten nicht wenig, als sie dort einen großen und stattlichen Mann mit einer langen Stange stehn sahen. Sie fragten ihn, ob er komme als Freund oder Feind, Heide oder

Digitized by Google

Christ, und als er ihnen gesagt hatte, er habe nichts Feindliches im Sinn und sei ein Christ, so schüttelten sie ihm alle nacheinander die Hand. Dann brachte ihm einer zum Willkommen eine große Schale voll Met, woraus er trank, und die andern alle der Reihe nach auch; das sollte ein Zeichen des Friedens und der Brüderschaft sein.

Es waren wohl fünfzig Männer auf dem Schiffe, starke großgliedrige Gesellen von rauhem, wildem Ansehen. Klas hatte in seinem Lande nie dergleichen gesehen und hätte sie wohl für Räuber und Heiden gehalten, wenn an dem Maste nicht das Zeichen des Kreuzes eingehauen gewesen wäre, dazu die Flagge wie ein Kreuz ausgeschnitten. Christen waren sie nun freilich wohl, aber Räuber waren sie auch, das sagten sie ihm bald unverhohlen, nachdem er ihnen erzählt hatte, durch welche Kühnheit er dem Galgen entlaufen sei. Sie hatten ihn anfangs barsch angesehn, als ob sie ihm nicht recht trauten; aber die wilden Gesichter wurden immer freundlicher, je weiter er in seiner Erzählung kam. Als er geendigt hatte, trat der Hauptmann hervor, schüttelte ihm die Hand und sprach: „Willkommen, Klas! Solche Leute können wir gebrauchen. Du sollst hinfort unser Bruder sein und Ehre und Beute mit uns teilen.“ Nun erzählte ihm der Hauptmann, sie nennten sich Meerfahrer oder Wikinger und seien friesische Männer von den Inseln und Küsten; sie lebten meist vom Raube, den die See gäbe und das Heidenland; Christen aber ließen sie unangetastet. Als Klas das hörte, willigte er ein mit ihnen zu ziehen, wurde mit Panzer, Helm und Schild als einer der Ihren gewappnet und lernte mit Ruder und Segel umgehn. Mit Speer und Bogen hatte es ihn sein Vater schon gelehrt. Er spannte den stärksten Bogen so leicht, daß seine Gesellen erstaunten. Als er ihnen nun vollends den Sprung noch einmal machte, den er mit der Stange auf das Schiff gethan hatte, da jauchzten sie über die Maßen. Nach zehn Tagen spannten sie die Segel und zogen aus, und manches Heidenschiff ward erstiegen. Mit reicher Beute kamen sie dann wieder heim und verkauften den Raub und die Gefangenen. Und wenn die Feinde hörten, wie Klas mit gewaltiger Stimme Grad där rief, da entfiel ihnen der Mut, und als dem Schiff eine Flagge gemacht wurde, auf der Grad där stand, da traten bald die besten Kämpfer von andern Fahrzeugen auf dies über, so daß Grad där das berühmteste Schiff in der Nordsee wurde.

Im zweiten Jahre von Klas' Seefahrt landete das Schiff an einer kleinen Heideninsel, deren Bewohner ihnen mit Metkannen und gebratnen Fischen in den Händen freundlich entgegen kamen; Waffen trug kein einziger von ihnen. Da ließ der Hauptmann gegen sie mit rohem Gelächter zum Angriff blasen, und die Armen entflohen mit jammervollem Geschrei in ihre

Digitized by Google

Hütten. Da sprang Klas vor, rief Halt und bat den Hauptmann, solch schweres Unrecht gegen wehrlose Menschen nicht zu begehn, auch wenn es Heiden wären. Da ward der Hauptmann zornig und befahl ihn zu binden. Aber Klas stemmte sich auf seine Streitaxt und fragte nur: „Wer wagt's?“ und da standen sie alle, und keiner wagte es. Der Hauptmann befahl es zum zweitenmale, und einige schritten vor, als wollten sie an Klas die Hände legen. Da hielt sich Klas nicht länger, rief Grad där und spaltete dem Hauptmann den Kopf. Und es entstand ein Aufruhr, aber Klas rief abermals Grad där und sie standen, wie vom Blitz getroffen. Da ermahnte er alle zum Frieden und belehrte sie, wie der Hauptmann etwas Unmenschliches befohlen habe, daß Christen ihre Hände nicht mit unschuldigem Blute beflecken dürften, selbst wenn es Heidenblut sei, denn Gott sei auch Schöpfer und Vater der Heiden. Da liefen den eisernen Männern Thränen über die rauhen Wangen und sie riefen einstimmig: „Klas, du sollst unser Hauptmann sein!“ So ward er Herr über 200 Männer, führte auf seinem Schiffe eine strenge Zucht ein und bestrafte alle unnütze Grausamkeit. Dabei besiegte er die Heiden an vielen Orten, und sein Name ward so berühmt, daß ihm nach zwei Jahren schon 20 Schiffe mit über 5000 Kämpfern gehorchten.

8. Mit dieser Flotte kam er nach Jütland. Dort hatte ein grimmer Heidenkönig den Christenkönig erschlagen und dessen Tochter, weil sie sich weigerte seine Frau zu werden, zum Feuertode verdammt. Ein großer Scheiterhaufen war am Strande errichtet, und das Wehklagen von Tausenden von Zuschauern ward durch die Trompeten und Trommeln übertäubt, denn 10000 Krieger der Heiden standen bereit, die Prinzessin zum Tode zu geleiten, als durch Gottes Fügung Klas landete. Kaum hatte er die Trauerkunde vernommen, als er ausrief: „Das verhüte Gott und mein gutes Schwert, daß die Prinzessin sterbe!“ und rief die Seinen und sprach: „Auf, Gesellen! wir wollen die Prinzessin und die Christen erlösen. Sind ihrer 10000 und eurer nur 3000, so ist es ja euer Brauch, daß jeder fünf auf sich nimmt.“ So rief er noch einmal Grad där hinein und brach durch die Menge und stand am Scheiterhaufen im Augenblicke, als die Prinzessin herausgeführt ward. Da fielen die Heiden vor ihm und seinen Wikingern, wie Haferstroh vor der Sichel fällt, wenn es zu reif ist. Nach wenigen Stunden war der Heidenkönig mit seinem Volke bis auf wenige Flüchtlinge erschlagen und die Prinzessin befreit. Und die alte Königin kam aus dem Schlosse um Klas zu danken, denn durch den Kriegsruf Grad där wußte sie, wer für sie gestritten. Und Klas verneigte sich vor den königlichen

Digitized by Google

Frauen bis zur Erde, und ihm deuchte, die Prinzessin sei das schönste Frauenbild, so er je gesehen, und je länger er sie ansah, je schöner erschien sie ihm, und er hätte sie gern zur Frau gehabt. Aber er dachte auch daran, daß er eines Bauern Sohn war, und beschloß, gleich den andern Tag die Stadt wieder zu verlassen. Aber die alte Königin, als sie seine Absicht hörte, sprach also: „Lieber Herr Klas, willst du wieder fort und uns zwei hilflose Frauen der Willkür der Heiden überlassen, gegen die wir uns nicht schützen können? Siehe, mir scheint, Gott hat dich an diesen Strand geschickt, um Herr dieses Landes und Gemahl meiner Tochter zu werden.“ Da konnte Klas nichts als erröten und schweigen, aber die Königin erkannte wohl seinen Sinn, führte ihn zu ihrer Tochter und verlobte sie ihm. So ward nun Klas Avenstaken König Klas von Jütland. Und er besiegte die Heiden ringsumher, beides auf dem Festlande und den Inseln, und nach zwei Jahren war alles Land christlich bis an die Elbe. Es stand aber der König einmal an dem Flusse und erkannte, es war die Stelle, wo er vor sechs Jahren dem Galgen entlaufen und auf das Schiff gesprungen war. Da dankte er Gott für seine Errettung und sein Glück und befahl, daß man an selbiger Stelle eine Stadt bauen und Glückstadt nennen sollte. Er aber nahm seine Gemahlin und königliches Gefolge und zog in seine Heimat. Gerade am Mittag des fünften Tages zogen sie in Dümmelshusen ein, als Peter und die Seinen gerade beim Essen saßen. Und Klas ließ die Pferde traben und rief lustig Grad där, als sie vor seines Vaters Thür ankamen, daß es durch das ganze Dorf klang. Kaum hörte Peter das Wort, so sprang er vor die Thür und sah den Mann und die Frau mit den goldenen Kronen auf dem Kopfe. Aber er merkte sogleich, daß es sein Sohn war, und rief: „Nun, Gott sei Dank, daß du wieder da und ein König geworden bist! Wir haben schon davon gehört, aber niemand hat es glauben wollen, nur Valentin und ich haben gewußt, daß es so kommen müßte.“ Indes kamen sie alle heraus, und das Herzen und Küssen wollte kein Ende nehmen. Der König und die Königin gingen hinein und aßen an der Eltern Tisch in Demut und in Liebe mit ihnen. Da flüsterte Peter der Grete ins Ohr: „Nun, Grete, ist mein Klas jetzt was Rechtes geworden? Was hätte aus deinem Johannes mehr werden können?“ Und Grete freute sich mit ihm über ihren königlichen Sohn. Klas blieb eine Zeit lang bei seinen Eltern, und als er wieder heim mußte, beschenkte er alle reichlich. Den alten Valentin aber nahm er mit sich, damit er auch seinen Kindern einmal Märchen erzähle. Valentin zog auch gern mit, denn er dachte: Eigentlich habe ich den Klas zum König gemacht.

Digitized by Google

8. Die Regentrude.

1. Einen so heißen Sommer wie vor hundert Jahren hat es seitdem nicht gegeben. Kein Grün fast war zu sehen; zahmes und wildes Getier lag verschmachtet auf den Feldern. —

Es war an einem Vormittag, die Dorfstraßen standen leer; was nur konnte, war ins Innerste der Häuser geflüchtet, selbst die Dorfkläffer hatten sich verkrochen. Nur der dicke Wiesenbauer stand breitspurig im Thor seines stattlichen Hauses und rauchte im Schweiße seines Angesichtes aus seinem großen Meerschaumkopfe. Dabei schaute er schmunzelnd einem mächtigen Fuder Heu entgegen, das eben von seinen Knechten auf den Hof gefahren wurde. Er hatte vor Jahren eine bedeutende Fläche sumpfigen Wiesenlandes um geringen Preis erworben, und die letzten dürren Jahre, welche auf den Feldern seiner Nachbarn das Gras versengten, hatten ihm die Scheuern mit duftendem Heu und den Kasten mit blankem Golde gefüllt. Daran dachte er, als der Wagen eben abgeladen wurde, ging hin, roch an das Heu und murmelte, während er in die flimmernde Ferne schaute: „Sie kriegen alle nichts, es giebt gar keinen Regen mehr auf der Welt!" In demselben Augenblicke war eine ältere Frau ins Haus getreten, die blaß und leidend aussah. „Guten Tag, Nachbar," sagte sie, indem sie dem Wiesenbauer die Hand reichte, „ist das eine Glut! die Haare brennen einem auf dem Kopfe!" „Laßt brennen, Mutter Stine, laßt brennen!" erwiderte er, „seht nur das Fuder Heu an! Mir kann's nicht zu schlimm werden!" „Ja, ja, Wiesenbauer, Ihr könnt schon lachen, Ihr habt jetzt unser Tiefland, und mir verdorrt alles auf den hohen Äckern! Und dazu sollte ich jetzt Euch die geliehenen 50 Mark zurückzahlen und weiß doch nicht, wovon!" Der Bauer legte seine braune Hand auf ihre Schulter: „Macht Euch keine Sorge, Nachbarin! Ich brauche das Geld nicht so bald, ich bin der Mann nicht, der aus der Hand in den Mund lebt. Aber etwas andres muß ich Euch sagen: Euer Sohn läßt sich hier zu oft bei meiner Tochter sehen!" „Du lieber Gott, Nachbar, die Kinder sind miteinander aufgewachsen!" „Das mag sein, Frau, aber wenn der Junge deshalb meint, er könne sich hier in die volle Wirtschaft hineinfreien, so vergißt er, daß des Wiesenbauers Tochter es besser erwarten kann." „Trotzt nicht zu sehr, Wiesenbauer," sprach die Frau milde, „ehe die heißen Jahre kamen" — „Aber sie sind gekommen und sind noch immer da, und auch für dies Jahr ist keine Aussicht, daß Ihr eine Ernte in die Scheuer bekommt. Und so geht's mit Eurer Wirtschaft immer weiter rückwärts!" Die Frau war in tiefes Sinnen versunken, sie schien die letzten Worte kaum gehört zu haben. „Ja," sagte sie,

Digitized by Google

„Ihr mögt leider recht behalten, die Regentrude muß eingeschlafen sein, aber — sie kann geweckt werden!“ „Die Regentrude?“ wiederholte der Bauer hart. „Glaubt Ihr auch an das Gefasel?“ „Kein Gefasel, Nachbar,“ erwiderte sie geheimnisvoll. „Meine Urahne, da sie jung gewesen, hat sie selber einmal aufgeweckt. Sie wußte auch das Sprüchlein noch und hat es mir öfters vorgesagt, aber ich habe es seither längst vergessen.“ Der dicke Mann lachte, daß ihm die silbernen Knöpfe auf seinem Bauche tanzten. „Nun, Mutter Stine, so setzt Euch hin und besinnt Euch auf Euer Sprüchlein. Ich verlasse mich auf mein Wetterglas, und das steht seit acht Wochen auf beständig schön!“ „Das Wetterglas ist ein totes Ding, Nachbar, das kann doch nicht das Wetter machen!“ „Und Eure Regentrude ist ein Hirngespinst, ein Garnichts! Geht doch hin, sucht Eure Regenfrau auf und sprecht Euer Sprüchlein, wenn Ihr's noch zusammenbringt! Und wenn Ihr binnen heut und 24 Stunden Regen schafft, dann“ — er hielt inne und blies ein paar dicke Rauchwolken vor sich hin — „ja dann soll Euer Andres meine Marie freien!“ In diesem Augenblicke trat Marie zu ihnen und rief: „Topp, Vater, das soll gelten!“ und zu einem ältlichen Mann gewendet, der eben ins Haus trat, fügte sie hinzu: „Ihr habt's gehört, Vetter Schultheiß!“ „Nun, nun, Marie,“ sagte der Bauer, „du brauchst keinen Zeugen gegen deinen Vater aufzurufen; von meinem Wort da beißt dir keine Maus auch nur ein Titelchen ab!“ Der Schultheiß schaute indes, auf seinen langen Stock gestützt, eine Weile in den freien Tag hinaus, und hatte nun sein scharfes Auge in der Tiefe des glühenden Himmels ein weißes Pünktchen schimmern sehen, oder wünschte er es nur und glaubte es deshalb gesehen zu haben, — jedenfalls lächelte er schlau und sagte: „Mög's Euch bekommen, Vetter, der Andres ist allerwege ein tüchtiger Bursch!“ —

2. Bald darauf folgte Marie der Frau Stine in ihr Stübchen und rief: „Nun besinnt Euch, Mutter, daß Ihr das Sprüchlein von der Regenfrau noch herausbringt!“ „Ja, Kind,“ antwortete sie, „du weißt wohl, daß die Urahne schon gestorben ist, als ich noch ein junges Ding war. Das aber weiß ich wohl, wenn wir damals große Dürre hatten wie eben jetzt und uns dabei mit der Saat oder dem Viehzeug Unheil traf, dann pflegte sie wohl ganz heimlich zu sagen: Das thut der Feuermann uns zum Possen, weil ich einmal die Regenfrau geweckt habe.“ „Der Feuermann?“ fragte das Mädchen, „wer ist denn nun das wieder?“ Aber ehe sie noch eine Antwort erhalten konnte, war sie schon ans Fenster gesprungen und rief: „Um Gott, Mutter, da kommt der Andres; seht nur, wie bestürzt er aussieht!“ Die Witwe erhob sich von ihrem Spinnrade. „Freilich, Kind,“ sagte sie nieder-

Digitized by Google

geschlagen, „siehst du denn nicht, was er auf dem Rücken trägt? da ist schon wieder eins von den Schafen verdurstet.“ Bald darauf trat der junge Bauer herein und legte das tote Tier vor den Frauen auf den Estrich. „Da habt ihr's!“ sagte er finster, indem er sich mit der Hand den Schweiß von der heißen Stirn strich. Die Frauen aber sahen mehr auf sein Gesicht als auf die tote Kreatur. „Nimm dir's nicht so zu Herzen, Andres,“ sagte Marie. „Wir wollen die Regenfrau wecken und dann wird alles wieder gut werden.“ „Die Regenfrau!“ wiederholte er tonlos, „ja, Marie, wer die wecken könnte! Es ist aber auch nicht deswegen allein, es ist mir etwas widerfahren draußen. Hört nur! Ich wollte nach unsern Schafen sehen, und ob das Wasser, das ich gestern abend für sie hinauf getragen, nicht verdunstet sei. Als ich aber auf den Weideplatz kam, sah ich sogleich, daß es dort nicht seine Richtigkeit habe; der Kübel war nicht mehr da, wo ich ihn hingestellt, und auch die Schafe waren nicht zu sehen. Um sie zu suchen, ging ich den Rain hinab bis an den Riesenhügel. Als ich auf die andre Seite kam, sah ich sie alle liegen, keuchend, die Hälse lang auf der Erde gestreckt; die arme Kreatur hier war schon krepiert. Daneben lag der Kübel umgestürzt und gänzlich ausgetrocknet. Die Tiere konnten das nicht gethan haben, da mußte eine böswillige Hand im Spiele sein. Ich stieg auf den Hügel und sah nach allen Seiten über die Ebene hin; aber kein Mensch war zu sehen, die sengende Glut lag wie alle Tage lautlos auf den Feldern. Nur neben mir auf einem der großen Steine, zwischen denen das Zwergenloch in den Hügel hinabgeht, saß ein dicker Molch und sonnte seinen häßlichen Leib. Da auf einmal hörte ich hinter mir ein Gemurmel, wie wenn einer eifrig mit sich selber redet, und als ich mich umwende, sehe ich ein sonderbares Männlein im feuerroten Rock und roter Zipfelmütze zwischen dem Heidekraut auf- und abstapfen. Ich erschrak, denn wo war es so plötzlich hergekommen? Auch sah es gar so arg und mißgeschaffen aus. Die großen braunroten Hände hatte es auf dem Rücken gefaltet, und dabei spielten die krummen Finger wie Spinnenbeine in der Luft. Ich war hinter den Dornbusch getreten, der neben den Steinen auf dem Hügel wächst, und konnte so alles sehen, ohne selbst bemerkt zu werden. Das Unding drunten war noch immer in Bewegung; es bückte sich und riß ein Büschel versengten Grases aus dem Boden, daß ich glaubte, es müsse mit seinem Kürbiskopf vorn überschießen; aber es stand schon wieder auf seinen Spindelbeinen, und indem es das dürre Kraut zwischen seinen großen Händen zu Pulver rieb, begann es so entsetzlich zu lachen, daß die halbtoten Schafe aufsprangen und in wilder Flucht fortstürzten.“ Die Witwe hatte leise des Mädchens Hand gefaßt. „Weißt du nun, wer der Feuermann ist?“ fragte sie. Marie

Digitized by Google

nickte. „Das Allergrausenhafteste aber," fuhr Andres fort, „war seine Stimme. Wenn sie es wüßten, wenn sie es wüßten, schrie er, die Flegel, die Bauerntölpel! Und dann sang er mit seiner schnarrenden, quakenden Stimme ein Sprüchlein, immer wieder dasselbe, als könne er sich gar nicht dran ersättigen. Wartet nur, ich bekomme es wohl noch zusammen! Und nach einigem Besinnen fuhr er fort:

„Dunst ist die Welle,
Staub ist die Quelle,
Stumm sind die Wälder,
Feuermann tanzt über die Felder.
Nimm dich in acht!
Eh' du erwacht,
Holt dich die Mutter
Heim in die Nacht."

„Das ist das Sprüchlein der Regentrude," rief Frau Stine. „Nun hat alle Not ein Ende," jubelte Marie, „nun wecke ich sie morgen, und übermorgen ist Hochzeit!" Und fröhlich erzählte sie Andres, was der Vater versprochen habe. „Nur noch den Weg zur Regentrude muß ich wissen, aber freilich, wer giebt mir den an!" „Vielleicht weiß ich Rat dafür," sagte Andres bedächtig. „Ich gehe noch einmal zum Feuermann. Hat er das Sprüchlein verraten, so kann er auch den Weg verraten, denn sein dicker Kopf scheint überzulaufen von diesen Dingen."

3. Bald darauf stieg Andres wieder mit frischem Wasser auf den Riesenhügel. Schon von weitem sah er den Kobold sitzen, und als er näher kam, rief derselbe ihn an: „Also du willst den Weg zur Regentrude wissen?" „Wer hat Euch das gesagt, Herr?" „Mein kleiner Finger, und der ist klüger, als mancher große Kerl." Andres nahm all seinen Mut zusammen und trat ein paar Schritte näher zu dem Unding heran. „Euer kleiner Finger mag schon klug sein," sagte er, „aber den Weg zur Regenfrau wird er doch nicht wissen, denn den wissen auch die allerklügsten Menschen nicht." Der Kobold blähte sich wie eine Kröte und fuhr ein paarmal mit seiner Klaue durch den brandroten Bart, daß Andres vor der herausströmenden Glut einen Schritt zurücktaumelte. Plötzlich aber rief er mit höhnischem Lachen: „Du bist zu einfältig, Andres. Wenn ich dir auch sagte, daß die Regentrude hinter dem großen Walde wohnt, würdest du doch nicht wissen, daß hinter dem Walde eine hohle Weide steht!" Hier gilt's den Dummen spielen, dachte Andres; denn obschon er sonst ein ehrlicher Bursche war, so hatte er doch auch sein Teil Bauernschlauheit mit auf die Welt gebracht. „Da habt Ihr recht!" sagte er und riß den Mund auf, „das würde ich freilich nicht wissen." „Und," fuhr der Kobold fort, „wenn ich dir auch sagte, daß hinter dem Walde die hohle Weide steht, so würdest du doch nicht wissen, daß in dem Baum eine Treppe zum Garten der Regenfrau

Digitized by Google

hinabführt." „Wie man sich doch verrechnen kann!" rief Andres. „Ich dachte, man könnte nur so geradewegs hineinspazieren." „Und wenn du auch geradewegs hineinspazieren könntest," sagte der Kobold, „so würdest du immer noch nicht wissen, daß die Regentrude nur von einer reinen Jungfrau geweckt werden kann." „Nun freilich," meinte Andres, „dann hilft mir's nichts. Da will ich mich nur gleich wieder auf den Heimweg machen und meine Schafe heimtreiben." Er ging um den Hügel herum zu seinen Tieren; der Kobold aber sprang auf einem Bein umher, lachte greulich und schrie: „Dummer Bauer, dummer Tölpel, du willst die Trude wecken und weißt doch das rechte Sprüchlein nicht, mit dem sie sich allein wecken läßt!" Er wußte nicht, daß er am Vormittag das Sprüchlein selbst verraten hatte.

4. Früh am Morgen bei Sonnenaufgang war Marie schon an Mutter Stines Thür. „Hat dich der Vater nicht fortgehn hören?" fragte die Witwe. „Er denkt, ich sei nach unserer Wiese, und hat mich nur ermahnt, vor der Hitze wieder heimzukehren." „Das wird wohl schwerlich möglich sein, aber hier habt ihr etwas zur Stärkung, wenn die Glut euch zu sehr plagt. Das ist ein Fläschchen Met noch von der Urahne her, die immer sehr kostbar und geheim damit that. Und nun Glück auf den Weg!" —

Als Andres und Marie in den Wald kamen, lagen die Blätter der Bäume meist verdorrt am Boden, so daß die Sonne überall hindurch blitzte. Endlich kamen sie zu dem alten Weidenbaum. Der mächtige Stamm war hohl und der dunkle Weg darin schien tief in den Abgrund der Erde zu führen. Andres stieg zuerst allein hinab, während Marie ihm nachzublicken versuchte. Aber bald sah sie nichts mehr von ihm, nur das Geräusch des Hinabsteigens schlug noch an ihr Ohr. Endlich hörte sie keinen Laut mehr, so daß ihr ganz angst wurde, bis endlich Andres wieder erschien und ihr die Hand entgegenstreckte. „Es führt eine Treppe hinab," sagte er, „aber sie ist steil und ausgebröckelt, und wer weiß, wie tief nach unten zu der Abgrund ist!" Marie erschrak. „Fürchte dich nicht," sagte Andres, „ich halte dich fest, und ich habe einen sichern Fuß." Langsam stiegen beide in die Tiefe und freuten sich, daß es im Innern doch kühl war. Endlich spürten sie wieder den Schimmer des Sonnenlichts, und von unten drang eine erstickende Hitze zu ihnen herauf. Als sie von der untersten Stufe ins Freie traten, sahen sie eine gänzlich unbekannte Gegend vor sich. „Die Sonne scheint aber doch dieselbe zu sein," meinte Marie. „Kälter wenigstens ist sie nicht," erwiderte Andres. Von dem Platze, wo sie sich befanden, auf einem breiten Steindamme, lief eine Allee von alten Weiden in die Ferne hinaus. Von beiden Seiten schienen ausgetrocknete Teiche und Flußbetten

Digitized by Google

zu sein, und zwischen dem Schatten der einzeln stehenden Bäume war die Glut so groß, daß es den beiden Wanderern oft schien, als ob kleine weiße Flammen über den Weg hinflögen. Einmal war es Andres sogar, als sähe er die Augen des Kobolds neben sich glänzen, dann meinte er wieder, das Springen der dünnen Beinchen zu hören; weiter und weiter gingen sie die endlose Allee entlang, indessen ihnen das Atmen immer schwerer wurde. Endlich blieb Marie stehn und lehnte sich mit geschlossenen Augen an den Stamm einer Weide. „Ich kann nicht weiter, die Luft ist lauter Feuer!" Da gedachte Andres des Metfläschchens, das sie bis dahin unberührt gelassen hatten. Als er den Stöpsel abgezogen, verbreitete sich ein Duft, als seien die Tausende von Blumen noch einmal zur Blüte auferstanden, aus deren Kelchen vor vielleicht mehr als hundert Jahren die Bienen den Honig zu diesem Tranke zusammengetragen hatten. Kaum hatte Marie einen Schluck genommen, so schlug sie schon die Augen auf. „O," rief sie, „auf welcher schönen Wiese sind wir denn?" „Auf gar keiner Wiese, Marie; aber trink nur, das wird dich wieder stärken. Das ist ein echter Tropfen, und der Himmel mag wissen, woraus die Urahne den gebraut hat." Beide gingen jetzt munter weiter und gelangten aus der einförmigen Weidenallee in einen großen Park. Aus der weiten, jetzt freilich versengten Rasenfläche erhoben sich überall prachtvolle Bäume, deren Laub dürr und schlaff an den Zweigen hing. Eine Fülle von unbekannten Blumen bedeckte hier und da den Boden, aber alle waren welk und duftlos und schienen mitten in der höchsten Blüte von der tödlichen Glut getroffen zu sein. „Wir sind hier am rechten Orte, und du mußt zurückbleiben, bis ich wieder komme," sagte Marie. „Freilich," erwiderte Andres, indem er sich im Schatten einer großen Eiche ausstreckte. „Das übrige ist deine Sache. Halt nur dein Sprüchlein fest und versprich dich nicht dabei!" So ging sie denn allein unter den Bäumen hin, bis die Baumgruppen aufhörten und der Grund sich senkte. Sie erkannte wohl, daß sie in dem ausgetrockneten Bette eines Gewässers war; weißer Sand und Kiesel bedeckten den Boden. Dazwischen lagen tote Fische und blinkten mit ihren Silberschuppen in der Sonne. In der Mitte des Beckens sah sie einen grauen fremdartigen Vogel stehn; er schien einem Reiher ähnlich zu sein, doch war er von solcher Größe, daß sein Kopf, wenn er ihn aufrichtete, über den eines Menschen hinwegragen mußte; jetzt schien er zu schlafen, denn er rührte sich nicht, als sie an ihm vorüberschritt. Endlich stand sie vor einem Felsen, von dem früher ein Wasserfall hinuntergestürzt war. Auf der halben Höhe des Felsens ruhte eine Gestalt, die in ein graues faltiges Gewand gehüllt war. Der Kopf lag tief aufs Gestein zurückgesunken, die langen blonden Haare waren voll Staub und dürren Laubes. Marie glaubte

Digitized by Google

entsetzt, eine Tote zu sehen. Aber sie faßte sich, trat heran, legte ihre Lippen an das Ohr der Ruhenden und sprach laut und deutlich:

„Dunst ist die Welle, Staub ist die Quelle,
Stumm sind die Wälder, Feuermann tanzt über die Felder!"

Da rang sich ein tiefer klagender Laut aus dem blassen Munde hervor; doch das Mädchen sprach immer stärker:

„Nimm dich in acht! Eh' du erwacht,
Holt dich die Mutter heim in die Nacht!"

Da durchschnitt ein greller Ton die Luft wie der Wutschrei eines bösen Tiers, und als Marie emporsah, stand die Trude hoch aufgerichtet da. „Was willst du?" fragte sie. „Ach, Frau Trude," antwortete das Mädchen, „Ihr habt so lange geschlafen, daß alles Laub und alle Kreatur verschmachten will!" Die Trude sah sie mit weit aufgerissenen Augen an, als mühe sie sich, aus schweren Träumen zu kommen. Endlich fragte sie: „Stürzt denn der Quell nicht mehr?" „Alles ist trocken!" „Kreist denn mein Vogel nicht mehr über dem See?" „Er steht in der heißen Sonne und schläft." „Dann ist es hohe Zeit! Steh auf und folge mir, aber vergiß nicht den Krug, der dort zu deinen Füßen liegt; du mußt jetzt den Brunnen selbst aufschließen, bis es regnen kann!" „Den Brunnen, wo ist denn der?" „Dort," sagte die Trude und schritt auf einen ungeheuren Bau zu, der grau und zackig bis in den Himmel zu reichen schien; unten hatte er viele Thüren und Fenster, die alle offen standen. Davor war ein Strom, dessen Wasser aber bis auf einen schmalen Faden in der Mitte verdunstet war; ein Nachen lag im Strombette auf dem Trocknen. „Schreite hindurch!" sagte die Trude, „über dich hat er keine Gewalt. Aber vergiß nicht, von dem Wasser zu schöpfen, du wirst es bald gebrauchen." Als Marie vom Ufer herabtrat, hätte sie bald den Fuß zurückgezogen, so glühend war der Boden. Ei was, mögen die Schuhe verbrennen, dachte sie und ging vorwärts. Da fuhr plötzlich eine große braunrote Faust vor ihr aus der Erde und griff nach ihr. Laut auf schrie sie, der Spuk verschwand, und die Trude rief ihr zu: „Schließe die Augen!" Da ging sie mit geschlossenen Augen weiter; als sie aber das Wasser ihren Fuß berühren fühlte, bückte sie sich und füllte ihren Krug. Dann stieg sie leicht und ungefährdet am andern Ufer wieder hinauf und trat in eines der offenen Thore. Mächtige Säulen von Tropfstein trugen eine seltsame Decke, es sah fast aus, als ob riesenhafte Spinnweben auf den Säulen hingen; der Boden war überall mit vertrocknetem Schilf und Wiesenpflanzen bedeckt. In einer Vertiefung war der Brunnen, den goldnen Schlüssel sah sie auf der Fallthür liegen, und eben wollte sie ihn ergreifen, da zog sie schnell die Hand zurück, denn deutlich erkannte sie,

Digitized by Google

daß der Schlüssel nicht von Gold, sondern von Feuersglut leuchtete. Ohne Zaudern goß sie ihren Krug darüber aus, daß das Zischen des verdampfenden Wassers in den weiten Räumen wiederhallte. Dann schloß sie rasch den Brunnen auf.

5. Ein frischer Duft stieg aus der Tiefe, als sie die Fallthür zurückgeschlagen hatte, und erfüllte bald alles mit einem feinen feuchten Staube, der wie ein zartes Gewölk zwischen den Säulen emporstieg.

Sinnend und in der frischen Kühle aufatmend, ging Marie umher. Da begann zu ihren Füßen ein neues Wunder. Wie ein Hauch rieselte ein leichtes Grün über die verdorrte Pflanzendecke, die Halme richteten sich auf, und bald wandelte das Mädchen durch eine Fülle sprießender Blätter und Blumen. Am Fuße der Säule wurde es blau von Vergißmeinnicht; dazwischen blühten gelbe und violette Iris auf, und Libellen schwebten dazwischen in die Höhe. Neben dem Brunnen aber ruhte die Regentrude, jetzt eine schöne blühende Frau, und blickte aufmerksam oben zwischen die Säulen an die Decke. Auch Marie sah jetzt, daß, was sie für Spinnweben gehalten, nichts andres sei als die zarten Florgewebe der Regenwolken, die durch den aus dem Brunnen aufsteigenden Duft gefüllt und schwer und schwerer wurden. Eben hatte sich ein solches Gewölk in der Mitte der Decke abgelöst und sank leise schwebend herab, so daß Marie das Gesicht der Trude nur noch wie durch einen grauen Schleier leuchten sah. Da klatschte diese in die Hände, und sogleich zog die Wolke der nächsten Fensteröffnung zu und schwamm durch diese ins Freie hinaus. „Nun," rief die schöne Frau, „wie gefällt dir das?" Und als wieder ein Duftgewebe von der Decke niedersank, sagte sie: „Jetzt klatsche auch in deine Hände," und als Marie das gethan und auch diese Wolke wie die erste ins Freie hinausgezogen war, rief sie: „Siehst du, wie leicht das ist; du kannst es so gut wie ich! Aber ich muß dir dankbar sein. Wenn du mich nicht geweckt hättest, wäre der Feuermann Meister geworden, und ich hätte wieder hinab müssen zu der Mutter unter die Erde, und es ist doch so schön und grün hier oben!" Dann mußte Marie erzählen, wie sie hierhergekommen, und die Trude hörte zu. Als das Mädchen von dem mühseligen Gange auf dem Weidendamme berichtete, sagte die Trude: „Der Damm ist einst von euch Menschen selber gebaut worden, aber das ist schon lange her. Solche Kleider, wie du trägst, sah ich nie bei ihren Frauen. Sie kamen damals öfters zu mir. Ich gab ihnen Keime und Körner zu neuen Pflanzen, und sie brachten mir zum Dank von ihren Früchten. Wie sie meiner nicht vergaßen, so vergaß ich ihrer nicht, und ihre Felder waren nie ohne Regen. Seit lange aber kommt niemand mehr

Digitized by Google

zu mir. Da bin ich denn vor langer Weile eingeschlafen, und der tückische Feuermann hätte fast den Sieg erhalten. Nur einmal noch ist ein Mädchen zu mir gekommen, die ähnlich aussah wie du und der ich von meinem Wiesenhonig schenkte. Es ist schon lange her, und es war die letzte Gabe, die ein Mensch von mir empfangen hat." „Seht nur," sagte Marie, „das hat sich gut getroffen; jenes Mädchen muß die Urahne von Andres gewesen sein, und der Trank, der mich heut so erquickt hat, war gewiß von Eurem Wiesenhonig!" Beide hatten die Wolken ganz vergessen, die sich um sie sammelten; jetzt klatschten sie wieder in die Hände, und die Nebelgebilde drängten sich nach den Fenstern und schwammen ins Freie hinaus. Plötzlich aber entstand draußen ein lautes Prasseln und Heulen, und als Marie erschrocken hinausblickte, sah sie aus dem Bette des Stromes, den sie erst vor kurzem überschritten hatte, ungeheure weiße Dampfwolken sich stoßweiße in die Luft erheben. „Jetzt gießen sie den Feuermann aus;" flüsterte die Regenfrau, „horch nur, wie er sich wehrt! Aber es hilft ihm doch nichts mehr." Eine Weile hielten sie einander ängstlich fest, dann wurde es stille draußen, und man hörte nichts mehr als das sanfte Rauschen des Regens. Da ließ die Trude die Fallthür des Brunnens herab, und Marie sagte: „Ich danke Euch, liebe Frau Trude, für mich und alle Leute aus dem Dorfe. Und nun möchte ich wohl wieder heimgehn. Andres wartet auf mich und wird schon gründlich naß geworden sein." „So geh, mein Kind, und grüße die Menschen von mir! Komm, ich will dich geleiten." Draußen war auch alles grün geworden, der Strom floß wieder, der Wasserfall stürzte vom Felsen, die Nachtigallen schlugen im Gebüsch, und der fremde Vogel schwebte in großen Kreisen über dem See. Tausende von Blumen blühten überall, auch Veilchen und Maililien, deren Zeit eigentlich längst vorüber war, die aber wegen der bösen Glut nicht hatten zur Entfaltung kommen können. Marie erschrak ordentlich bei dem Gedanken, daß sie heut morgen trocknen Fußes durch die Tiefe gegangen war, die jetzt ganz von Wasser erfüllt war. Aber die Trude küßte sie zum Abschied und sagte: „Da jetzt doch alle Quellen wieder springen, könnt ihr einen kürzern Weg haben. Dort unten liegt ein Nachen, er wird euch rasch und sicher in eure Heimat bringen. Leb wohl und gedenke mein!" — Dann wandte sie sich und war bald unter den Bäumen verschwunden. Marie aber eilte zu ihrem Andres, der sie lachend empfing: „Nun, das muß ich sagen, so naß ist der Regen noch nie gewesen, und so was von Grünwerden habe ich auch noch nie gesehen." Sie stiegen in den Nachen und fuhren über den See. Bald aber verengte sich das Wasser und bald war es nur ein mäßig breiter Bach. Andres hatte schon eine Zeit lang aufmerksam in die Ferne geblickt; endlich rief er: „Sieh, Marie, ist

Digitized by Google

das nicht mein Roggenfeld?“ „Freilich, Andres, und prächtig grün ist es geworden! Aber siehst du denn nicht, daß es unser Dorfbach ist, auf dem wir fahren? Und dort drüben, lieber Gott, da sind meines Vaters Wiesen völlig überschwemmt! Ach, das schöne Heu geht ganz zu Grunde!“ „Laß nur, Marie,“ sagte Andres, „meine Felder tragen nun desto besser.“ Bei der Dorflinde legte der Nachen an, sie traten ans Ufer und schritten Hand in Hand die Straße hinab. Da wurde ihnen von allen Seiten freundlich zugenickt, denn Mutter Stine mochte in ihrer Abwesenheit doch ein wenig geplaudert haben. Der Wiesenbauer stand aber in der Thüre seines Hauses und rief den beiden zu: „Kommt nur herein, ihr zwei Regenmacher! Ihr wißt, was ich gesagt habe, drum wollen wir mit Mutter Stine die Sache gleich in Richtigkeit bringen! Wenn jetzt etwa drei Jahre Regen kommen, so ist doch gut, wenn Hochland und Tiefland in einer Hand sind; der Andres ist ein guter Bursch, und nach der Ernte soll Hochzeit sein!“ —

Und als nach der Ernte ein großer Hochzeitszug sich durch das Dorf bewegte, Marie und Andres im Brautstaat voran, da schwebte ein weißes Wölkchen am blauen Himmel und ein paar Tropfen fielen der Braut in den Kranz. Das war ein Gruß von der Regentrude.

---

9. Der Holländer Michel.

Wer durch Schwaben reist, der sollte nie vergessen, auch ein wenig in den Schwarzwald hineinzuschauen; nicht der Bäume wegen, obgleich man nicht überall solch unermeßliche Menge herrlich aufgeschossener Tannen findet, sondern wegen der Leute, die sich von den andern Menschen rings umher merkwürdig unterscheiden. Sie sind größer als gewöhnliche Menschen, breitschultrig, von starken Gliedern, und es ist, als ob der stärkende Duft, der morgens durch die Tannen strömt, ihnen von Jugend auf einen freieren Atem, ein klareres Auge und einen festeren, wenn auch rauheren Mut als den Bewohnern der Stromthäler und Ebenen gegeben hätte. Und nicht nur durch Haltung und Wuchs, auch durch ihre Sitten und Trachten sondern sie sich von den Leuten, die außerhalb des Waldes wohnen, streng ab. Am schönsten kleiden sich die Bewohner des badischen Schwarzwaldes. Die Männer lassen den Bart wachsen, wie er von Natur dem Manne ums Kinn gegeben ist; ihre schwarzen Wämser, ihre roten Strümpfe und die spitzen Hüte, von einem breiten Rande umgeben, verleihen ihnen etwas Ernstes, Ehrwürdiges. Dort beschäftigen sich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen, auch verfertigen sie Uhren und tragen sie in der halben Welt umher.

Digitized by Google

Auf der andern Seite des Schwarzwaldes wohnt ein Teil desselben Stammes, aber ihre Arbeiten haben ihnen andere Sitten und Gewohnheiten gegeben als den Glasmachern. Sie handeln mit ihrem Wald; sie fällen und behauen ihre Tannen, flößen sie durch die Nagold in den Neckar und durch den obern Neckar in den Rhein hinab. Bis weit hinein nach Holland und am Meer kennt man die Schwarzwälder und ihre langen Flöße; sie halten an jeder Stadt, die am Strome liegt, an, und erwarten stolz, ob man ihnen Balken und Bretter abkaufen werde; ihre stärksten und längsten Balken aber verhandeln sie um schweres Geld an die Mynheers, welche Schiffe daraus bauen. Diese Menschen nun sind an ein rauhes wanderndes Leben gewöhnt. Ihre Freude ist, auf ihrem Holz die Ströme hinabzufahren, ihr Leid, am Ufer wieder heraufzuwandeln. Darum ist auch ihr Anzug so verschieden von dem der Glasmänner in andern Teilen des Schwarzwalds. Sie tragen Wämser von dunkler Leinwand, einen handbreiten grünen Hosenträger über die breite Brust, Beinkleider von schwarzem Leder, aus deren Tasche ein Maßstab von Messing wie ein Ehrenzeichen herausschaut; ihr Stolz und ihre Freude aber sind ihre Stiefel, die größten wahrscheinlich, welche auf irgend einem Teile der Erde Mode sind, denn sie können zwei Spannen weit über das Knie hinaufgezogen werden, und die „Flößer" können damit in drei Schuh tiefem Wasser umherwandeln, ohne sich die Füße naß zu machen.

Noch vor wenigen Jahren glaubten die Bewohner dieses Waldes an Waldgeister, und erst in neuerer Zeit hat man ihnen diesen thörichten Aberglauben benehmen können. Sonderbar ist es aber, daß auch die Geister, die der Sage nach im Schwarzwald hausen, in diese verschiedenen Trachten sich geteilt haben. So hat man versichert, daß das Glasmännlein, ein gutes Geistchen von viertehalb Fuß Höhe, sich nie anders zeige, als in einem spitzen Hütchen mit großem Rand, schwarzem Anzug und roten Strümpfen. Der Holländer Michel aber, der auf der andern Seite des Waldes umgeht, soll ein riesengroßer breitschultriger Kerl in der Kleidung der Flößer sein, und mehrere, die ihn gesehen haben wollen, versichern, daß sie die Kälber nicht aus ihrem Beutel bezahlen möchten, deren Felle man zu seinen Stiefeln brauchen würde. „So groß, daß ein gewöhnlicher Mann bis an den Hals hineinstehen könnte," sagten sie und wollten nicht übertrieben haben. Ein junger Köhler, der im badischen Schwarzwalde in der Einsamkeit seines Meilers aufgewachsen war, verirrte sich einst bei einem Unwetter und kam auf der andern Seite des Waldes zu einer Flößerfamilie. Die Leute, die in der Hütte wohnten, waren ein Holzhändler, der Hauswirt, ein alter Mann, sein Vater, und einige erwachsene Söhne. Sie nahmen den Verirrten

Digitized by Google

gut auf, ohne nach seinem Namen zu fragen, gaben ihm ein Nachtessen und Apfelwein zu trinken. Nachher setzten sich die Hausfrau und ihre Töchter mit ihren Kunkeln um den großen Lichtspan, den die Jungen mit dem feinsten Tannenharz unterhielten; der Großvater, der Gast und der Hauswirt rauchten und schauten den Weibern zu, die Burschen aber waren beschäftigt, Löffel und Gabeln aus Holz zu schnitzen. Draußen im Walde heulte der Sturm und raste in den Tannen; man hörte da und dort sehr heftige Schläge, und es schien oft, als ob ganze Bäume abgeknickt würden und zusammenkrachten. Die furchtlosen Jungen wollten hinaus in den Wald laufen und dieses furchtbar schöne Schauspiel mit ansehen; ihr Großvater aber hielt sie mit strengem Wort und Blick zurück. „Ich will keinem raten, daß er jetzt vor die Thür geht," rief er ihnen zu. „Bei Gott, der kommt nimmer wieder, denn der Holländer Michel haut sich heute nacht ein neues Gestör im Wald." Die jüngern Kinder baten den „Ähni", einmal recht schön davon zu erzählen. Auch der Gast stimmte mit ein und fragte den Alten, wer der Holländer Michel eigentlich sei. „Er ist der Herr dieses Waldes, und nach dem zu schließen, daß Ihr in Eurem Alter dies noch nicht erfahren, müßt Ihr weit von hier zu Hause sein. Vor etwa hundert Jahren, erzählte mein Ähni, war weit und breit kein ehrlicheres Volk auf Erden als die Schwarzwälder. Jetzt, seit so viel Geld im Lande ist, sind die Menschen unredlich und schlecht. Die jungen Burschen toben und johlen am Sonntag, daß es ein Schrecken ist; damals aber war es anders, und wenn er jetzt zum Fenster dort hereinschaute, so sag' ich und habe es oft gesagt, der Holländer Michel ist schuld an all dieser Verderbnis. Es lebte also vor hundert Jahren und drüber ein reicher Holzherr, der viel Gesinde hatte; er handelte bis weit an den Rhein hinab, und sein Geschäft war gesegnet, denn er war ein frommer Mann. Kommt eines Abends ein Mann an seine Thüre, dergleichen er noch nie gesehen. Seine Kleidung war wie die der Schwarzwälder Burschen, aber er war um einen guten Kopf höher als alle, und man hatte nie geglaubt, daß es einen solchen Riesen geben könne. Dieser bat um Arbeit, und der Holzherr, der ihm ansah, daß er stark und zu großen Lasten tüchtig sei, rechnete mit ihm seinen Lohn und sie schlugen ein. Der Michel war ein Arbeiter, wie selbiger Holzherr noch keinen gehabt. Beim Baumschlagen galt er für drei, und wenn sechs an einem Ende schleppten, trug er allein das andere. Als er aber ein halb Jahr Holz geschlagen, trat er eines Tages vor seinen Herrn und begehrte von ihm: „Hab' jetzt lange genug hier Holz gehackt, und so möchte ich auch sehen, wohin meine Stämme kommen; wie wäre es, wenn Ihr mich auch einmal auf ein Floß ließet?" Der Herr antwortete: „Ich will dir nicht im Wege sein,

Digitized by Google

Michel, wenn du ein wenig hinauswillst in die Welt. Zwar beim Holzfällen brauche ich starke Leute, wie du bist; auf dem Floß aber kommt es auf Geschicklichkeit an. Doch es sei für diesmal." Und so war es. Das Floß, mit dem er abgehen sollte, hatte acht Gestör, und waren im letzten von den größten Zimmerbalken. Aber was geschah? Am Abend zuvor bringt der lange Michel noch acht Balken ans Wasser, so dick und lang, als man keinen je sah, und jeden trug er so leicht auf der Schulter wie eine Flößerstange, so daß sich alles entsetzte. Wo er sie gehauen, weiß bis heute noch niemand. Dem Holzherrn lachte das Herz, als er dies sah, denn er berechnete, was diese Balken wert seien; Michel aber sagte: „So, die sind für mich zum Fahren, auf den kleinen Spänen dort kann ich nicht fortkommen." Sein Herr wollte ihm zum Dank ein Paar Flößerstiefel schenken, aber er warf sie auf die Seite und brachte ein Paar hervor, wie es sonst noch keine gab. Mein Großvater hat versichert, sie hätten hundert Pfund gewogen und seien fünf Fuß lang gewesen.

Das Floß fuhr ab, und hatte der Michel früher die Holzhauer in Verwunderung gesetzt, so staunten jetzt die Flößer, denn statt daß das Floß, wie man wegen der ungeheuren Balken geglaubt hatte, langsamer auf dem Fluß ging, flog es, sobald sie in den Neckar kamen, wie ein Pfeil. Machte der Neckar eine Wendung und hatten sonst die Flößer Mühe gehabt, das Floß in der Mitte zu halten und nicht auf Kies oder Sand zu stoßen, so sprang jetzt Michel allemal ins Wasser, rückte mit einem Zug das Floß links oder rechts, so daß es ohne Gefahr vorüberglitt, und kam dann eine gerade Stelle, so lief er aufs erste Gestör vor, ließ alle ihre Stangen beisetzen, steckte seinen ungeheuren Weberbaum in den Kies, und mit einem Druck flog das Floß dahin, daß das Land und Bäume und Dörfer vorbeizujagen schienen. So waren sie in der Hälfte der Zeit, die man sonst brauchte, nach Köln am Rhein gekommen, wo sie sonst ihre Ladung verkauft hatten. Aber hier sprach Michel: „Ihr seid mir rechte Kaufleute und versteht euern Nutzen! Meinet ihr denn, die Kölner brauchen all dies Holz, das aus dem Schwarzwald kommt, für sich? Nein, um den halben Wert kaufen sie es euch ab und verhandeln es teuer nach Holland. Laßt uns die kleinen Balken hier verkaufen und mit den großen nach Holland gehn. Was wir über den gewöhnlichen Preis lösen, ist unser eigner Profit." So sprach der arglistige Michel, und die andern waren es zufrieden, die einen, weil sie gern nach Holland gezogen wären, es zu sehen, die andern des Geldes wegen. Nur ein einziger war redlich und mahnte sie ab, das Gut ihres Herrn der Gefahr auszusetzen, oder ihn um den höhern Preis zu betrügen. Aber sie hörten nicht auf ihn und vergaßen seine Worte, nur

Digitized by Google

Michel vergaß sie nicht. Sie fuhren auch mit dem Holz den Rhein hinab. Michel leitete das Floß und brachte sie schnell bis Rotterdam. Dort bot man ihnen das Vierfache von dem früheren Preis, und besonders die ungeheuren Balken Michels wurden mit schwerem Gelde bezahlt. Als die Schwarzwälder so viel Geld sahen, wußten sie sich vor Freude nicht zu fassen. Michel teilte ab, ein Teil dem Holzherrn, die drei andern unter die Männer, und nun setzten sie sich mit Matrosen und anderm schlechten Gesindel in die Wirtshäuser, verschlemmten und verspielten ihr Geld; den braven Mann aber, der ihnen abgeraten, verkaufte der Holländer Michel an einen Seelenverkäufer, und man hat nichts mehr von ihm gehört. Von da an war den Burschen im Schwarzwald Holland das Paradies und der Holländer Michel ihr König. Die Holzherren erfuhren lange nichts von dem Handel, und unvermerkt kam Geld, Trunk, Flüche, Spiel und schlechte Sitten aus Holland herauf.

Der Holländer Michel war, als die Geschichte herauskam, nirgends zu finden, aber tot ist er auch nicht; seit hundert Jahren treibt er seinen Spuk im Wald, und man sagt, daß er schon vielen behilflich gewesen sei, reich zu werden, aber — auf Kosten ihrer armen Seele, und mehr will ich nicht sagen. Aber so viel ist gewiß, daß er noch jetzt in solchen Sturmnächten im Wald überall die schönsten Tannen aussucht, und mein Vater hat ihn eine vier Schuh dicke umbrechen sehen wie ein Rohr. Mit diesen beschenkt er die, welche sich vom Rechten abwenden und zu ihm gehn; um Mitternacht bringen sie dann die Gestöre ins Wasser, und er rudert mit ihnen nach Holland. Aber wäre ich König von Holland, ich ließe ihn mit Kartätschen in den Boden schmettern. Denn alle Schiffe, die von dem Holländer Michel auch nur einen Balken haben, müssen untergehn. Daher kommt es, daß man von so vielen Schiffbrüchen hört; wie könnte denn sonst ein schönes starkes Schiff, groß wie eine Kirche, zu Grunde gehn auf dem Wasser? Aber so oft der Holländer Michel in einer Sturmnacht im Schwarzwald eine Tanne fällt, springt eine seiner alten aus den Fugen des Schiffes, das Wasser dringt ein, und das Schiff ist mit Mann und Maus verloren." Die Zuhörer dankten dem Alten für die Erzählung; der Sturm hatte sich indessen gelegt, und der Mond schien so hell, daß der Köhler sich noch auf den Heimweg machte und glücklich zu Haus ankam, ohne dem Holländer Michel begegnet zu sein.

Digitized by Google

10. Herakles.

1. Herakles war der Sohn des Zeus und der thebanischen Fürstin Alkmene, die mit seinem Pflegevater, dem Könige Amphitryon von Theben, vermählt war. Aber Zeus' göttliche Gemahlin Hera haßte den Knaben, wie all die Kinder des Zeus, deren Mutter sie nicht selbst war Kaum war das Kind acht Monate alt, da schickte sie schon zwei giftige Schlangen an seine Wiege. Aber der Knabe streckte die Händchen aus und erdrückte beide. Als rüstiger Jüngling wuchs er heran, und als in einem Kriege Amphitryon erschlagen wurde, rächte ihn der 18jährige Sohn und besiegte die Feinde, so daß die Thebaner ihn zum Herrscher wählten. Aber nach einigen Jahren, als er schon vermählt und Vater von drei Söhnen war, überfiel ihn ein plötzlicher Wahnsinn, und er erschlug die eigenen Kinder. Als er wieder zur Besinnung kam, ging er verzweifelnd zum Orakel nach Delphi und bat Apoll, seine Strafe zu bestimmen. Der Gott befahl ihm, zum Eurystheus nach Tiryns zu gehn und ihm zwölf Jahre lang dienstbar zu sein.

Eurystheus fürchtete sich vor dem riesenstarken Diener und wäre seiner gern los gewesen. Deshalb gab er ihm die gefährlichsten Arbeiten auf und hoffte, er werde einmal gar nicht zurückkommen. Der erste Auftrag war, einen ungeheuren Löwen zu töten, der bei Nemea hauste und die Herden der Landleute fürchterlich mitnahm. Niemand traute sich mehr, nach seinen Feldfrüchten zu sehen, aus Furcht, ihm zu begegnen. Herakles nahm seine Waffen, dazu eine mächtige Keule, die aus dem Stamm eines jungen Ölbaums bestand, den er einst mit der Wurzel ausgerissen hatte. Eben diese Wurzel, etwas behauen, machte den Knopf der Keule aus. Nach einigen Tagen fand er die Spur des Löwen, und abends sah er ihn selbst auf sich zukommen. Schnell legte er einen Pfeil auf den Bogen und traf auch das Tier, aber der Pfeil war unvermögend, das Fell zu durchbohren. Der Löwe stutzte, und als ein zweiter Pfeil ihn ebenso vergeblich traf, schüttelte er seine Mähne, krümmte sich zusammen und sprang mit gewaltigem Satz auf den Jäger los. Der aber hatte schon den Bogen fallen lassen und seine schwere Keule erhoben, und im Augenblick, als der Löwe noch im Sprunge mit den scharfen Krallen über seinem Haupte schwebte, schmetterte er ihm die Ölbaumwurzel mit solcher Gewalt an die Stirn, daß er betäubt zurückstürzte. Schnell sprang nun Herakles hinter ihn, warf sich auf ihn und umklammerte ihm den Hals mit den Händen, bis er erstickt war. Dann zog er ihm das Fell ab und warf es sich als Mantel um die Schultern, um es seinem Herrn als Beweis der glücklich vollführten That zu zeigen.

Digitized by Google

2. Als zweite Arbeit gab Eurystheus dem Herakles auf, eine große Wasserschlange zu töten, die sich in den Sümpfen bei Lerna aufhielt und davon die lernäische Hyder hieß. Neun Köpfe hatte dieses Scheusal, von denen einer unsterblich war. Als er nach langem Suchen das Ungeheuer gefunden hatte, wollte die Hyder zuerst nicht aus ihrer Höhle hervorkommen. Da ließ Herakles die Spitzen seiner Pfeile von seinem Waffenträger Jolaos glühend machen, und mit diesen feurigen Geschossen lockte er sie endlich hervor. Grauenvoll war es anzusehen, wie sie den ungeheuren Leib daherwälzte und aus den neun emporgestreckten Hälsen zischend die Zungen streckte. Mit vorgehaltenem Schilde und funkelndem Schwerte sprang der Held auf sie ein und mit raschem Hiebe schlug er Kopf auf Kopf herunter, so daß er schon fertig zu sein glaubte, als zu seinem Entsetzen aus jeder Wunde zwei neue Köpfe sichtbar wurden, die noch ärger als die ersten zischten und bei jedem neuen Hiebe sich vervielfältigten. In dieser Not hatte er den glücklichen Einfall, den Jolaos zu rufen, und der mußte mit Feuerbränden jede Wunde gleich ausbrennen, um so die neuen Köpfe im Hervorwachsen zu ersticken und das Abenteuer zu Ende zu bringen. Endlich flog auch der mittelste, unsterbliche Kopf herunter; den vergrub Herakles in die Erde und wälzte einen schweren Stein darauf. In das Blut der Hyder aber tauchte er seine Pfeile, um sie durch das anklebende Gift noch tödlicher zu machen.

Die dritte Aufgabe war den beiden ersten ähnlich. Herakles sollte auf einen Eber bei dem Berge Erymanthos Jagd machen und ihn lebendig nach Tiryns bringen. Er machte sich auf und kam auf seinem Wege zu dem Centauren Pholon. Die Centauren waren ein seltsames Volk, Menschen bis an den Gürtel und von da an vierfüßige Rosse, meist wild und roh, obwohl es auch einzelne, wie Chiron, unter ihnen gab, die wegen ihrer Weisheit berühmt waren. Pholon war ein Gastfreund des Weingottes Dionysos, der ihm einst ein Faß Götterwein geschenkt hatte mit dem Bedeuten, es unberührt zu lassen, bis Herakles ihn besuche. Jetzt wurde es geöffnet, und es verbreitete sich ein so starker und lieblicher Duft, daß alle Centauren der Nachbarschaft herbeigelaufen kamen und mitzutrinken begehrten. Aber bald waren alle berauscht, es kam zum Schlagen, und der ehrliche Pholon, der sie besänftigen wollte, ward zuerst getötet. Da ergriff seinen Gast gerechter Zorn, er fuhr mit seiner Keule auf die Mörder los und schlug sie in die Flucht. Dann begrub er den Gastfreund und setzte seinen Weg fort. —

Er fand den Eber und setzte ihn durch ein ungeheures Geschrei in Schrecken. Dann verfolgte er ihn so lange im Gebirge, bis das Tier erschöpft im tiefen Schnee eines Thales stecken blieb. Hier drückte er es nach

Digitized by Google

vorn hin vollends nieder, band ihm dann die Hinterbeine, zuletzt die Vorderbeine und lud es so auf seinen Rücken. Alle Leute, bei denen er, mit dieser gefährlichen Bürde beladen, vorbeikam, sahen ihm erstaunt nach, aber wagten nicht, ihn zu fragen, denn sie glaubten, es sei ein Gott, der vorübergehe. —

3. Noch manche wilden Tiere mußte Herakles im Auftrage des Eurystheus bezwingen, bis dieser ihm einmal eine ganz andere Aufgabe stellte. In Elis herrschte König Augias, der einer der reichsten Fürsten seiner Zeit war, denn 3000 Rinder standen in seinen Ställen. Seit 30 Jahren waren diese Ställe nicht ausgemistet, und jetzt gab Eurystheus dem Herakles auf, dieselben in einem Tage vom Unrat zu reinigen. Der Held nahm seine Keule und seine Löwenhaut und wanderte nach Elis. Augias nahm ihn freundlich auf und zeigte ihm prahlend seine großen Herden. Herakles bewunderte sie, bedauerte aber den Schmutz der Ställe. „Ja, der Mist ist ein notwendiges Übel," erwiderte der König, „ich gäbe viel darum, wenn er heraus wäre!" „Was gäbest du wohl dafür?" fragte der Gast. „Wozu fragst du? Du wirst ihn doch nicht herausschaffen!" .Gäbst du mir wohl den zehnten Teil deiner Herden, wenn ich allein in einem Tage ihn herausschaffe?" „Oho," rief Augias, „mit Vergnügen, wenn du das fertig bekommst." „Du hast es gehört, Phyleus," sagte Herakles darauf zu dem Sohne des Königs. Augias lachte; aber der Held ging hin zu dem Flusse Peneios, der nahe bei den Ställen vorüberfloß, und grub einen Kanal bis dicht an die Mauer, und auf der andern Seite führte er einen zweiten Graben bis in den Fluß Alpheios. Nach diesen Vorbereitungen rief er eines Morgens den König und seinen Sohn herbei und sagte: „Gebt acht, wie ich mein Wort halte; an diesem einen Tage soll aller Mist weggeschafft werden." Er stieß hierauf die Mauern ein, die Wasser des Peneios stürzten in die Ställe und strömten durch sie auf der andern Seite in den Alpheios ab, indem sie allen Unrat mit sich führten. Herakles half selbst nach, dann verschüttete er die Gräben wieder, stellte die Mauer wieder her und trat nun vor Augias, um seinen Lohn zu fordern. Aber der König hatte inzwischen erfahren, daß Herakles seine Arbeit auf Befehl des Eurystheus verrichten mußte, und weigerte sich, sein Wort zu halten. Da erhob sich Phyleus, sein eigener Sohn, gegen ihn und sprach: „Vater, du bist verpflichtet, dein Versprechen zu erfüllen, denn dieser Mann hat wahrlich Wunder vor unsern Augen gethan und wäre wohl größeren Dankes wert." Aber der geizige König fuhr erbittert auf seinen Sohn los, und Herakles, der als Eurystheus' Diener sich jetzt nicht rächen durfte, nahm den Phyleus bei der Hand und ging still mit ihm davon.

Digitized by Google

In Kleinasien lebten die Amazonen, ein kriegerisches Volk, das nur aus Weibern bestand. Ares, der Gott des Krieges, hatte ihrer Königin Hippolyte einen kostbaren Gürtel geschenkt, den Eurystheus' Tochter zu besitzen wünschte, und der Vater war froh, eine neue Arbeit für Herakles herausgefunden zu haben. Diesmal mußte der Held ein Schiff ausrüsten und Genossen anwerben, von denen Theseus von Athen der berühmteste war. Nach mühseliger Reise gelangten die Krieger ins Land der Amazonen, wo es zu einem blutigen Zusammenstoß kam und Herakles selbst die Königin gefangen nahm, sie aber wieder frei ließ, nachdem er den Gürtel erhalten hatte. Auf dem Rückwege landete das Schiff bei der Stadt Troja. Dieselbe wurde vom Laomedon beherrscht und war anfangs eine offene Stadt gewesen. Einst kamen zu ihm die verkleideten Götter Poseidon und Apollo, gaben sich für Maurer aus und wurden eins mit ihm, um bestimmten Lohn eine Mauer um die ganze Stadt zu ziehen. Bald war das Götterwerk fertig, aber wie Augias verweigerte jetzt Laomedon, den Lohn zu zahlen, und erzürnt gingen beide fort. Darauf verheerte eine giftige Pest die Stadt, die kam von Apollo; Poseidon sandte eine Überschwemmung, die alle Felder verwüstete, und ein Seeungeheuer, das unversehens hervorschoß und die Menschen verschlang. Das Volk wehklagte, und die Priester verlangten, daß die Königstochter Hesione dem Ungeheuer zum Fraß überlassen würde, um die beleidigten Götter zu versöhnen. Das arme Mädchen ward am Meeresufer an einen Felsen gebunden und erwartete in Todesangst ihr Schicksal, als Herakles anlandete und sich alsbald erbot, mit dem Ungetüm zu kämpfen, wenn der König ihm seine unsterblichen Pferde, ein Göttergeschenk, dafür geben wolle. Eifrig versprach der angstvolle Vater alles, während schon das Tier von ferne auftauchte. Ein Schlag mit der furchtbaren Keule genügte, um dasselbe zu töten. Hesione ward losgebunden, und unter dem Jubelgeschrei des Volkes trat ihr Retter zum Laomedon und forderte seinen Lohn. Aber jetzt wurde der Geiz wieder mächtig in dem Könige, und er versuchte, dem Helden ein paar gewöhnliche Pferde unterzuschieben. Voll Erbitterung verließ Herakles Troja mit der Drohung, bald zurückzukehren, und brachte den Gürtel der Amazonenfürstin zu Eurystheus, der kaum fragte, wie viel Mühe und Blut er gekostet hatte.

4. Der nächste Auftrag des Helden war, die goldnen Äpfel der Hesperiden aufzusuchen. Ein Flußgott, den er drum befragte, schickte ihn zum Prometheus, um von ihm den Weg zu erfahren.

Prometheus, ein Halbgott aus dem uralten Geschlechte der Titanen, hatte gesehen, wie die ersten Menschen, unbekannt mit dem Feuer und ganz

Digitized by Google

roh und stumpf, auf der Erde wie wilde Tiere umherirrten. Mitleiden mit den Armen verleitete ihn zu einem Verbrechen; er stahl den Göttern etwas von ihrem himmlischen Feuer und machte die Menschen mit seinem Gebrauch bekannt, lehrte sie schmieden und Werkzeuge herstellen. Aber Zeus entdeckte den Diebstahl; er sandte seinen Sohn, den hinkenden Gott Hephaistos, und seine Diener Gewalt und Kraft, und ließ den Prometheus an einen Felsen des Kaukasus anschmieden. Da hing er lange, lange Jahre, und täglich kam der Adler des Zeus und hackte ihm die Leber heraus, die immer wieder wuchs, um wieder dem entsetzlichen Vogel zum Fraß zu dienen. Erst durch Herakles sollte ihm die Erlösung kommen. Der wanderte die Ufer des schwarzen Meeres entlang nach dem Kaukasus, und im Gebirge hörte er schon von fern das Stöhnen des Gefesselten und sah den Adler auf den Felsen zufliegen. Einer der niemals fehlenden Pfeile durchbohrte ihn, und Herakles sprang den Felsen hinan. „Freue dich, Prometheus, deine Qualen sind zu Ende," rief er, riß die Bande mit Macht aus dem Felsen und hob den Unseligen sanft herunter, dem nun der versöhnte Zeus wieder die alte Götterkraft verlieh. Als Dank für seinen Dienst ließ sich Herakles von ihm sagen, daß die goldnen Äpfel am Fuß des Berges Atlas zu finden wären, und wanderte nun durch Asien über die Landenge von Suez nach Afrika. Unterwegs stellte sich ihm Antäos, ein Sohn der Erde, entgegen und forderte ihn zum Faustkampfe heraus. All seine Riesenkraft hätte hier dem Herakles nichts geholfen, denn der Sohn der Erde zog durch die Füße während des Kampfes stets neue Kraft aus dem Boden. Aber Prometheus hatte ihn gewarnt; er ließ sich nicht auf Schlagen ein, sondern hob Antäos vom Boden auf und erdrückte ihn in der Luft, wo ihm seine Mutter nicht helfen konnte. Die goldnen Äpfel wurden von einem Drachen bewacht, den Herakles tötete. Dann brachte er die Äpfel dem Eurystheus.

Der letzte Auftrag war der seltsamste von allen. Fern am Gestade des Okeanos war der Eingang zur Unterwelt, der von dem dreiköpfigen Hunde Kerberos bewacht wurde. Diesen mußte Herakles heraufholen und dem Könige bringen, um dessen Neugier zu befriedigen.

5. Endlich war nun seine Buße vollendet, und er beschloß jetzt, sich eine andere Gemahlin zu suchen. König Eurytos schlug ihm seine Tochter Jole ab; erbittert verließ er ihn, und als bald nachher der Sohn des Eurytos ihm begegnete, übermannte ihn wahnsinnige Wut, so daß er den Unschuldigen vom Felsen stürzte. Bitter bereute er die That, und das Orakel legte ihm die Buße auf, sich auf ein Jahr als Sklaven zu verkaufen. Er ging zur Königin Omphale nach Asien und diente ihr anfangs als gewöhnlicher Knecht,

Digitized by Google

bis sie von seinen großen Thaten hörte und nun nur noch Kriegsdienste von ihm verlangte. Als die Zeit um war, sammelte er Genossen, um dem Laomedon den versprochenen Besuch zu machen. Er zerstörte Troja und erschlug den König und alle seine Söhne bis auf den einzigen Priamos, für den die Schwester Hesione bat. Dann zog er nach Elis und tötete hier den Augias und setzte dessen Sohn Phyleus zum König ein, der ihm nun gern den zehnten Teil der Herden bewilligte. Er bezahlte damit Werkleute und ließ dem Zeus den berühmten Tempel zu Olympia bauen. Dann veranstaltete er Kampfspiele zu Ehren des Gottes und bestimmte, daß dieselben alle vier Jahre wiederholt werden sollten. Das sind die weltberühmten Spiele von Olympia, bei denen in der Folge sich die Teilnehmer aus ganz Griechenland versammelten.

Jetzt vermählte sich Herakles mit Deïanira und zog mit ihr nach seiner Heimat. Beim Übergang über einen Fluß bot ein Centaur, Nessus, den Reisenden seinen Rücken an, um herüber zu reiten. Herakles nahm für Deïanira das Erbieten an, aber der wilde Centaur, dem die Frau gefiel, versuchte alsbald sie zu entführen. Er war schon eine Strecke entfernt, als Herakles den Hülferuf seiner Gattin vernahm und dem Unverschämten einen Pfeil zuschickte. Schnell verbreitete sich das Gift in seinem Körper, und als er seinen Tod herannahen fühlte, ersann er noch eine boshafte List. „Edle Frau," sprach er, „die Götter haben eine wunderbare Kraft in mein Blut gelegt. Nimm einen Schlauch voll mit und, wenn einst dein Gatte denkt, sich noch mit einer andern Frau zu vermählen, dann tauche ein reines Gewand in mein Blut und laß es ihn anziehn, dann werden ihm all diese Gedanken wieder vergehn." Deïanira glaubte ihm und nahm das Blut heimlich mit. Es dauerte auch nicht sehr lange, da gedachte Herakles der Jole, zog hin, erschlug ihren Vater Eurytos und ihre Brüder und sandte das Mädchen seiner Gattin als Sklavin. Aber Deïanira fürchtete, aus der Sklavin möchte bald eine Herrin werden, und da Herakles gerade dem Zeus ein Dankopfer bringen wollte, sandte sie ihm ein Gewand, das in das vergiftete Blut getaucht war, um sich damit zu schmücken. Aber kaum war das Kleid an seinem Leibe warm geworden, so brannte es wie Feuer, klebte überall an, und als er es abreißen wollte, riß er die ganze Haut mit herunter. Er fühlte sein Ende herannahn und, gefoltert von Höllenschmerzen, beschloß er, sich noch lebend verbrennen zu lassen. Die unselige Deïanira tötete sich selbst; Herakles ließ auf dem Gipfel des Öta einen Scheiterhaufen schichten, sich hinaufheben und befahl ihn anzuzünden. Aber niemand konnte sich entschließen, endlich that ihm Philoktetes den Liebesdienst und erhielt als Dank den Bogen mit den Pfeilen. Hochauf loderte die Flamme, ein heftiges

Digitized by Google

Gewitter umtobte den Berggipfel, bis das Feuer ausgebrannt war. Aber keine Gebeine fanden sich in der Asche, und alle erkannten, daß Zeus selbst sich seinen Sohn in den Olymp geholt habe.

---

11. Odysseus.

1. Nachdem die vereinigten Fürsten Griechenlands die berühmte Stadt Troja in Kleinasien zehn Jahre lang belagert und endlich zerstört hatten, beluden sie ihre Schiffe mit den eroberten Schätzen; die Gefährten, die der Krieg verschont hatte, sammelten sich, nahmen ihre Plätze auf den Ruderbänken ein und fuhren nach Westen, der lang entbehrten Heimat zu. Zu den mächtigsten Fürsten gehörte Odysseus, König der Insel Ithaka, die westlich vom Festlande liegt. Ihn trugen seine Schiffe bis zum Südkap Griechenlands, da erhob sich ein grosser Sturm und warf sie ins offene Meer hinaus. Nach vielen Irrfahrten und Abenteuern gelangte der Held auf eine Insel zu der Göttin Kalypso, die ihn neun Jahre bei sich zurückhielt, weil sie ihn zum Gemahl begehrte. Aber ihn verliess nicht die Sehnsucht nach der Heimat, und oft sass er am Strande und wünschte nur, vor dem Tode den Rauch aus seinem Hause noch einmal aufsteigen zu sehn. Sein Kummer rührte alle Götter, nur nicht den Meergott Poseidon, den Odysseus einst beleidigt hatte. Zeus, der Vater der Götter und Menschen, sandte seinen Sohn Hermes, den Götterboten, und liefs Kalypso befehlen, ihren Gast zu entlassen. Auf selbstgebautem Flosse war er schon siebzehn Tage glücklich übers Meer gesteuert, als Poseidons Grimm erwachte und ein furchtbarer Sturm die Wogen aufregte. Bald war das Floss zertrümmert, und nur der wunderthätigen Hilfe einer Meergöttin, Leukothea, hatte Odysseus zu danken, dass er lebend ans Land gelangte; todmüde, ohne zu wissen, wo er war, kroch er in ein dichtes Gebüsch am Ufer eines kleinen Flusses und versank in tiefen Schlaf. — Er befand sich auf der Insel Scheria, die einem kühnen seefahrenden Volke, den Phäaken, gehörte. In herrlichem Palaste wohnte ihr König Alkinoos mit Gattin und Tochter, der lieblichen Nausikaa. Pallas Athene, die Lieblingstochter des Zeus und seit lange die schirmende Freundin des vielduldenden Odysseus, gab jetzt seinetwegen der Königstochter ein, mit ihren Mägden eine grofse Wäsche zu veranstalten gerade am Flufsufer, wo der arme Schiffbrüchige schlief. Das Lachen der Mädchen erweckte ihn; die mitleidige Nausikaa gab ihm Kleider, erquickte ihn mit Nahrung und nahm ihn mit bis in die Stadt, wo er sich ihrem Vater im Palaste bittend nahte. Als lieber Gast wurde der Unbekannte aufgenommen

Digitized by Google

nach der gastfreundlichen Sitte, welche verbot, den Fremden zu befragen, ehe er das Brot des Hauses gebrochen hatte. Als aber beim festlichen Mahle ein Sänger von den Heldenthaten der Griechen vor Troja sang, versuchte Odysseus vergeblich die Thränen in seinem Mantel zu bergen. Voll Mitgefühl fragte der König, ob ihm vor Troja auch ein Freund oder Bruder gefallen sei, und alle Phäaken staunten, als der Held antwortete: „Wohl haben die Götter schweres Leid auf mich gehäuft; aber zuerst will ich euch sagen, wie ich heiſse, damit ihr später mich als Gastfreund kennet. Ich bin Odysseus, Laertes' Sohn, den Menschen bekannt durch allerlei Thaten, und meine Heimat ist Ithaka."

2. „Von Trojas Eroberung wisst ihr. Mancherlei Irrfahrten auf dem Heimwege brachten mich nach einer kleinen, nur von Ziegen durchstreiften Insel nahe der Küste eines grossen Landes. Ich lieſs die meisten Gefährten mit ihren Fahrzeugen dort zurück und nahm nur zwölf in einem einzigen Schiffe mit mir, denn mich gelüstete zu erkunden, ob in dem Lande Menschen wohnten, die gastfreundlich den Fremden empfingen. Ich nahm selbst als Geschenk aus der Kriegsbeute einen Schlauch edlen Weines mit und barg beim Anlanden mein Schiff vorsichtig in einer Felsgrotte. Nicht fern sahen wir eine mächtige Höhle mit einem Steinwalle davor und umschattet von hohen Bäumen. Wir fanden niemand darinnen, nur Lämmer und Zicklein in Ställen, Kübel voll Milch und Körbe voll Käse. Gern hätten die Gefährten davon aufgepackt und wären fórtgeeilt, aber ich wollte die Bewohner kennen lernen, sehr zu unserm Unglück. Denn hier wohnte das Riesenvolk der Kyklopen, und die Höhle gehörte dem fürchterlichsten unter ihnen, dem Hirten Polyphem, einem Sohne des meerbeherrschenden Poseidon. Wie alle Kyklopen hatte er nur ein Auge auf der Mitte der Stirn; mit seinen Armen vermochte er Felsen von der Stelle zu rücken. Erst am Abend erschien er mit seiner Herde, und entsetzt krochen wir in die Winkel der Höhle. Er schloſs die Thüre mit einem ungeheuren Felsblock, machte dann Feuer an und wurde uns nun erst gewahr. Mit fürchterlicher Stimme schrie er uns an: „Heda, wer seid ihr, wo kommt ihr her? Habt ihr ein Gewerbe, oder seid ihr etwa nur Seeräuber?" Mit Zittern antwortete ich: „Griechen sind wir, auf der Heimkehr von Troja verschlagen, vom Unglück verfolgt. Ehre, du Trefflicher, Zeus, den Beschirmer der Fremden, und nimm uns freundlich auf!" „Oho, du thörichter Fremdling," höhnte der Kyklop, „du kennest uns schlecht. Hier ehrt kein Mensch die Götter, und aus Furcht vor deinem Zeus verschone ich euch gewiſs nicht, wenn ich selbst nicht will. Wo liegt denn euer Schiff?" Aber ich merkte die Arglist und antwortete: „Ach, unser

Digitized by Google

Schiff hat der Sturm uns an den Klippen zerschlagen, nur schwimmend sind wir ans Land gekommen.“ Und wehe, statt aller Antwort ergriff das Ungeheuer zwei meiner armen Gefährten, zerschmetterte ihnen die Köpfe und fraſs sie vor unsern Augen auf, trank noch einen Kübel Milch aus und streckte sich dann zum Schlaf nieder, ohne sich an unser Jammern zu kehren. Gern hätte ich gleich jetzt ihm als Rächer das Schwert ins Herz gebohrt, aber dann wären wir alle in der mit dem Felsen verschlossenen Höhle vor Hunger gestorben. So muſsten wir in banger Sorge warten. Am Morgen erwachte er, fraſs wieder zum Frühstück zwei meiner Gefährten und trieb dann die Herde hinaus, vergaſs aber nicht, den Felsen wieder vor unser Gefängnis zu setzen. Aber jetzt am Tage entwarf ich meinen Plan. Sein groſses Auge wollte ich ihm mit glühendem Pfahle ausbohren und hieb dazu von des Riesen eigener Keule die Spitze ab. Zugespitzt und angebrannt verbargen wir sie und harrten angstvoll auf den Abend. Er kam heim, und nachdem er wieder zwei von uns Armen gefressen hatte, schenkte ich ihm einen Krug von meinem Wein ein und sagte dreist: „Trink, Kyklop, auf Menschenfleisch schmeckt Wein gut. Sieh, das hatte ich dir als Gastgeschenk mitgebracht, aber du machst es zu arg mit uns. Böser Mann, wer wird dich künftig besuchen, wenn du so grausam gegen deine Gäste bist!“ Er trank und sichtlich mundete ihm der Wein. „Gieb mir doch mehr aus deinem Schlauche da,“ sprach er bald, „und sage mir auch, wie du heiſst, damit ich für dein Geschenk sorge.“ Ich schenkte fleiſsig ein, und als der starke Wein anfing, seine Sinne zu verwirren, sprach ich listig: „Meinen Namen will ich dir sagen, Kyklop. Niemand nennen mich die Leute.“ „Wohl, Niemand soll von euch allen zuletzt verzehrt werden, das soll dein Gastgeschenk sein.“ Damit streckte er sich auf dem Boden am Feuer aus und war bald durch viehische Trunkenheit bewuſstlos geworden. Jetzt galt es zu handeln. Der Pfahl wurde im Feuer glühend gemacht, und dann faſsten wir entschlossen an und stieſsen zu. Wie wenn der Schmied ein glühendes Eisen in kaltes Wasser wirft, so zischte das groſse Auge des Riesen, als es auslief. Mit entsetzlichem Gebrüll sprang er in die Höhe und griff verzweifelnd um sich, während wir uns in die hintersten Winkel verkrochen. Sein Geschrei weckte bald seine Nachbarn, die vor die Höhle kamen und fragten: „Bist du krank, Polyphem, oder hat dich ein Feind überfallen mit List oder Gewalt, daſs du so brüllst?“ „Wehe,“ schrie der Kyklop, „Niemand erwürgt mich mit Arglist, Niemand will mich töten!“ „Nun, wenn dir niemand etwas thut, so können wir dir nicht helfen. Bist du krank, so flehe zum Poseidon, wir haben kein Mittel.“ So gingen sie wieder, von meinem schlau ersonnenen Namen getäuscht.

Digitized by Google

Aber nun galt es noch, listig aus der Höhle zu entkommen, ohne dafs der Geblendete es merkte, der sich am Morgen dicht an die Felsenthür setzte und unter den entsetzlichen Händen die Schafe und Widder durchschlüpfen liefs. Aber ich hatte Seile in der Höhle gefunden; mit denen band ich je drei Widder zusammen und unter ihnen immer einen von den Gefährten. Ich selbst kroch einem grofsen Bock, dem König der Herde, unter den Bauch, hielt mich an der Wolle fest und liefs mich von ihm fortschleppen. Alle kamen glücklich durch, während der Kyklop die Rücken betastete; nur als mein Bock mit der ungewohnten Last als letzter nachkeuchte, erkannte er ihn und hielt ihn an. „Du armes Tier trauerst wohl mit mir, dafs der schlaue Niemand mir das Auge geblendet hat? Aber sei ruhig, der soll seinem Schicksal nicht entgehn, dem wollen wir den Kopf gegen die Felswände schmettern. O, könntest du mir nur zeigen, wo er steckt, da solltest du dich freuen!“ Damit entliefs er den Bock, und sobald wir ein Stück Weges fort waren, befreite ich die Gefährten aus ihren Banden, und schnell trieben wir das Vieh vor uns her und lösten unser Schiff vom Ufer. Als wir einen Pfeilschuss weit ins Meer gesteuert waren, sahen wir noch den Kyklopen am Ufer stehn und sich die blutige Stirn befühlen. Da lockte mich's, ihn mit höhnenden Worten zu kränken, und ich rief: „Höre doch, Kyklop, wo jetzt deine Gäste sind! Entronnen aus deiner Höhle, und du büfsest den Mord meiner armen Gefährten mit dem Verluste des Auges!“ Voll Wut ergriff er einen mächtigen Felsblock und warf ihn dahin, von wo die Stimme erschollen war. Hoch wogte das Meer und das Schiff wurde wieder ans Ufer getrieben. Aber als die Gefährten sich wieder losgearbeitet hatten, rief ich noch einmal: „Höre, Kyklop, wenn man dich fragt, wer dein Auge geblendet, so sage: das hat Odysseus gethan, Laertes' Sohn, der auf der Heimfahrt von Troja vorbeikam!“ „O wehe mir!“ heulte da der Blinde; „längst hatte mir ein Seher prophezeit, dafs mich Odysseus besiegen würde, und stets wartete ich auf einen mächtigen, tapfern Mann, und nun kommt ein solch elender Wicht, ein Zwerg, der mich betrunken macht — wehe mir! Aber höre doch, Odysseus, komm nur wieder ans Land, ich will dir verzeihen und dir ein Gastgeschenk geben. Das Auge vermag mein Vater gewifs wieder zu heilen.“ „Nein, gewifs nicht,“ rief ich. „Wenn ich nur über alles so sicher wäre, als dafs weder Poseidon noch ein anderer Gott dir ein neues Auge verleihen wird.“ Und da betete er laut zum Meergott, er möge mich untergehn lassen, oder, wenn mir Heimkehr vom Schicksal bestimmt sei, möge viel Leid mich noch unterwegs treffen und in der Heimat erwarten. Nur zu sehr ist das Gebet erhört worden! Noch ein neues Felsstück warf er nach uns,

Digitized by Google

und traf auch fast das Schiff, aber wir arbeiteten uns wieder los und gelangten endlich nach der Ziegeninsel, wo wir die geraubten Widder opferten und den Tod unsrer armen Genossen beklagten.“

3. „Nachdem wir noch manch schweren Kampf mit Stürmen und grausamen Menschen bestanden hatten, blieb mir von meinen elf Schiffen nur noch eins, mit dem wir zur Insel Ääa verschlagen wurden. Müde und matt vom angestrengten Rudern stiegen wir ans Land, und ein Gott führte mir einen starken Hirsch in den Weg, den ich erlegte und an dessen Fleisch wir uns erquickten. Fern über dem Walde sahen wir Rauch aufsteigen und beschlossen, das Land zu erkunden. Deshalb teilte ich die Schar der Gefährten in zwei Haufen, von denen ich den einen, Eurylochos den andern führte; dann schüttelten wir zwei Lose in einen Helm. Sein Los sprang zuerst heraus, das Zeichen, dafs er gehn musste. Mit bangem Herzen sahen wir ihn mit den Gefährten scheiden.

Bald kamen sie an das Haus der Göttin Kirke, welche die Insel beherrschte. Ringsumher schlichen Löwen und Wölfe, die wie zahme Hunde den Männern entgegenkamen, ihnen die Hände leckten und sie zurückzudrängen suchten. Wunderbar schien es den Freunden, — sie wufsten nicht, dafs alle verzauberte Männer waren, die Kirke verwandelt hatte, denen aber ihr Menschenherz geblieben war. Im Hause safs die Göttin, webte und sang dabei, und als sie die Gefährten bemerkte, rief sie dieselben freundlich herein zum Ausruhen. Alle folgten, nur der vorsichtige Eurylochos blieb zurück. Sie mufsten sich setzen und ein Weinmus wurde ihnen aufgetragen, in das Kirke heimlich Zauberkräuter that. Kaum hatten sie es gegessen, so berührte die Arge alle mit ihrer Rute, und alsbald waren sie in borstige Eber verwandelt; Kirke trieb die Traurigen in den Stall, schüttete ihnen Eicheln vor und ging dann ins Haus zurück. Alles hatte Eurylochos entsetzt von seinem Verstecke aus angesehen. Jetzt eilte er zu den Schiffen zurück und erzählte weinend und zitternd das Unglück. Schnell ergriff ich mein Schwert, vergebens bemühte er sich, mich zurückzuhalten, ich fühlte die Not der Meinen und wollte sie retten. Im Walde kam mir ein schöner Jüngling entgegen, und ich erkannte Hermes, den Boten der Götter. Freundlich sprach er: „Armer, du willst deine Gefährten erlösen? Ich fürchte, Kirke wird dich auch verwandeln! Aber du dauerst mich, und ich will dir helfen. Mische dies Kraut hier unter den Wein, dann kann dir ihr Zauber nichts schaden. Wenn sie dich dann mit der Rute berührt, so springe mit gezücktem Schwert auf sie los, als wolltest du sie durchbohren. Dann wird sie erschrocken dich anflehn, ihr zu verzeihen und zu

Digitized by Google

vertrauen. Aber lafs sie erst den grossen Eidschwur der Götter schwören, dafs sie nicht ferner Tücke an dir ausüben werde; dann kannst du ihre Gastfreundschaft annehmen, und später entzaubert sie dir wohl auch die Gefährten.“ Der Gott verschwand, und ich ging zum Hause der Kirke. Mit Freundlichkeit empfing sie mich, nötigte mich auf ihren Sessel und mischte mir das Weinmus. Schnell that ich mein Kraut dazu und afs nun ohne Furcht. Dann berührte sie mich mit der Rute und sagte: „Geh nun in den Stall zu deinen Gefährten!“ Aber ich sprang vor mit entblöfstem Schwert und drohte, sie zu erwürgen, so dafs sie entsetzt mir zu Füfsen fiel. „Wer bist du,“ rief sie, „den mein mächtiger Zauber nicht zwingt? Du mufst Odysseus sein, von dem Hermes mir einst gesagt hat. Aber lafs uns Frieden machen und setze dich in Liebe zu mir, dafs wir fortan einander vertrauen!“ „O Göttin,“ erwiderte ich, „wie könnte ich dir vertrauen, da du meine Freunde verwandelt hast! Nicht eher gebe ich mein Schwert aus der Hand, bis du mit hohem Eide mir gelobt hast, gegen den Wehrlosen nichts Verderbliches zu ersinnen!“ Sie schwur den Eid, und nun legte ich die Waffen ab, erfrischte die Glieder im warmen Bade, und Kirke gab mir neue, schöne Gewänder. Dann wurde der Tisch mit köstlichen Gerichten besetzt, und die Göttin forderte mich auf zu essen. Aber ich safs schwermütig da, gedachte der Freunde und bat Kirke, sie mir zu zeigen. Da öffnete sie den Stall, und in Gestalt neunjähriger Eber kamen sie traurig heraus. Aber Kirke bestrich jeden mit heilendem Safte, die Borsten fielen ab, und jünger und schöner als vorher eilten sie mir in die Arme. Kirke selbst war von unserer Freude gerührt und hiefs mich nun hingehn und die andern Gefährten holen. Die fand ich weinend am Gestade sitzen, und als sie mich gerettet sahn, freuten sie sich, als ob sie die langentbehrte Heimat wieder erreicht hätten; ich hiefs sie das Schiff schnell ans Ufer ziehen und mich dann zu Kirkes Palast begleiten, um sich mit den geretteten Freunden zu freuen. Alle gehorchten hurtig, nur Eurylochos rief: „Ihr Armen, wollt ihr alle in Löwen, Wölfe und Schweine verwandelt werden? Folgt doch diesem nicht! Denkt, wie durch seine Thorheit unsere Gefährten in der Höhle des Kyklopen das Leben verloren!“ Erbittert fafste ich schon mein Schwert mit der Hand, aber die andern sprangen zwischen uns und riefen: „Lafs ihn nur hier, um das Schiff zu bewachen. Komm, wir alle folgen dir.“ Da nun die andern mitgingen, schlich als letzter auch Eurylochos nach, und alle freuten wir uns des Wiedersehens mit den Geretteten und dachten weinend an die Not und den Jammer, die wir auf der langen Irrfahrt schon erduldet. Aber Kirke sprach: „Stillt jetzt euren Kummer. Ich weifs wohl, wie viel Elend ihr erlitten habt,

Digitized by Google

während ihr das fischreiche Meer befahren mufstet, und wie viel feindliche Männer am Lande euch angethan haben. Bleibt ruhig hier als meine Gäste, bis ihr die frische Kraft wieder gewonnen habt, mit der ihr einst Ithaka verliefset!"

Wir gehorchten gern ihren Worten und verweilten ein ganzes Jahr auf der Insel. Und als sie uns endlich entliefs, da gab sie mir klugen Rat für meine Heimfahrt. Erst sandte sie mich in die Unterwelt, um im Reiche der Toten den weisen Teiresias zu befragen, und als ich die grauenvolle Fahrt vollendet hatte, versah sie mein Schiff reichlich mit Vorräten und wies mich an, wie ich den drohenden Gefahren ausweichen sollte, soweit das möglich war. Und wohl wären wir damals gut nach Hause gelangt, aber widrige Winde hielten uns bei der Insel Trinakria zurück, wo die heiligen Rinderherden des Helios weiden. Der nagende Hunger brachte meine Gefährten dazu, ein paar Stiere zu schlachten, und der beleidigte Gott beschloss unser Verderben. Bei günstigem Winde steuerten wir Ithaka zu, als ein heftiger Gewittersturm sich erhob, der Blitz in den Mast schlug und eine mächtige Welle all meine Gefährten über Bord rifs. Wie Wasserkrähen umgaben sie noch kurze Zeit das geborstene Schiff, bis einer nach dem andern unterging. Ich band mit den Segeltauen Mast und Kiel zusammen und mich daran und neun Tage trieb ich mit diesem elenden Flofs auf dem Meere umher, bis ich endlich zur Insel der Kalypso gelangte, wo die Göttin mich gütig aufnahm und neun Jahre zurückhielt. Von da bin ich jetzt gekommen, als ich an eurer Küste Schiffbruch litt."

Die Phäaken, gerührt von so viel Leiden und stolz, einem solchen Helden dienstbar zu sein, brachten ihn in schnellem Schiffe nach seiner Heimat, und da sie den Schlummernden nicht wecken wollten, trugen sie ihn leise ans Land, legten ihn dort nieder, stellten die mitgebrachten Gaben des phäakischen Fürsten neben ihn und verliefsen ihn. Erstaunt blickte Odysseus beim Erwachen um sich. Lange Jahre hatte er sich nach der Heimat gesehnt, und jetzt erkannte der Arme nicht, wo er war. Erst seine göttliche Freundin, Zeus' Tochter Athene, mufste erscheinen, um ihm zu sagen, dafs er im Vaterlande sei. Aber noch hatten seine Leiden kein Ende, sondern Schweres war jetzt ihm auferlegt. Im hohen Palaste wohnte seine treue Gattin Penelope mit ihrem Sohne Telemach. Ihre Schönheit und die reichen Güter hatten über hundert Jünglinge von Ithaka und den umliegenden Inseln gelockt, sie zur Gemahlin zu begehren. Sie aber wollte dem Jugendgemahl ihre Treue bewahren, auf dessen Rückkehr sie noch immer hoffte, und hielt die Bewerber mit allerlei Vorwänden hin. Als aber Telemach erwachsen war, beschlossen die Freier, sie auf rohe Weise

Digitized by Google

zu zwingen. Täglich versammelten sie sich, alle im Königspalaste, schmausten von Odysseus' Herden, tranken seinen Wein und mifshandelten seine Diener, wie es ihnen beliebte, und sie verkündigten laut, so solle es bleiben, bis Penelope einem von ihnen als Gattin folge. Die hilflose Frau und der Jüngling wagten ihnen nicht zu wehren. Aber Athene besuchte unerkannt den Sohn des Odysseus und hauchte ihm Mut ins Herz. Männlich trat er zum erstenmal den frechen Freiern entgegen, und als sie ihn verhöhnten, rüstete er heimlich ein Schiff und fuhr zum Nestor und Menelaos, den alten Kampfgenossen seines Vaters, ob er von ihnen etwas über Odysseus' Schicksal erfahren könne. Mit neuer Hoffnung auf des Vaters Rückkehr erreichte er Ithaka glücklich wieder, während die Freier umsonst in einem Hinterhalte auf ihn warteten, um ihn zu töten. Alles das erzählte jetzt die Göttin ihrem Freunde und verwandelte dann den stolzen Odysseus in einen alten, zerlumpten Bettler und hiefs ihn so zuerst unerkannt seinen greisen Diener, den Sauhirten Eumäos, besuchen, der vor allen seinem Herrn treu geblieben war. Dorthin kam auch Telemach nach seiner Rückkehr. Odysseus fand Gelegenheit, sich heimlich dem Sohne zu entdecken und die Strafe der schändlichen Freier mit ihm zu verabreden.

Als armer, verachteter Bettler betrat Odysseus nach 20 Jahren sein Haus wieder. Aufser dem trefflichen Sauhirten Eumäos fand er noch einen treuen Diener in dem Rinderhirten; aber der boshafte Ziegenhirt und die leichtsinnigen Mägde verhöhnten den Alten, die frechen Freier mifshandelten ihn. Wohl schlug ihm das Herz, als er in seiner Verkleidung seine Gattin wiedersah, ihre Treue erkannte und ihre Leiden mit ansehen mufste; aber er folgte dem Rate der Göttin Athene, blieb still und wartete auf den Augenblick der Rache.

Penelope hatte erfahren, dafs die Freier jetzt dem Telemach nach dem Leben trachteten, und war defshalb entschlossen, lieber selbst nachzugeben, um ihren Sohn der Gefahr zu entziehen. Statt aber eine Wahl zu treffen, beschlofs sie, den Freiern einen Wettkampf anzubieten. Oben in der Kammer hing noch der Bogen ihres Gemahls, mit dem derselbe den gefiederten Pfeil durch zwölf Äxte zu schnellen imstande war. Dies Kunststück sollten ihm jetzt die Freier nachmachen. Mit Thränen nahm sie den Bogen ab, mit Thränen empfingen ihn die treuen Diener von ihr, aber die Freier jubelten über ihren Entschlufs.

Telemach sprang in die Mitte des Saales und schlug nach der Richtschnur die zwölf Äxte in den Boden, ergriff dann den Bogen und rief: „Wäre mir's doch vergönnt, durch die Äxte zu treffen, dann bliebe die Mutter wohl bei mir!“ Dreimal versuchte er es, den mäch-

Digitized by Google

tigen Bogen zu spannen, und dreimal versagte die Kraft. Vielleicht wäre es das vierte Mal geglückt, aber ein Wink seines Vaters hielt ihn zurück. Nun nahmen die Freier den Bogen in die Hände; aber einer nach dem andern mufste den Versuch aufgeben, allen fehlte zum Spannen die Kraft. Zuletzt waren nur die zwei Frechsten und zugleich Tapfersten unter ihnen, Antinoos und Eurymachos, übrig. Da ging Odysseus heimlich in den Hof und gab sich den treuen Hirten zu erkennen. Sie weinten vor Freude, aber ihr Herr beruhigte sie und sprach: „Hütet euch, dafs niemand uns hier bemerke! Jetzt geht einzeln herein, ich werde euch folgen und dann den Bogen verlangen. Bringe ihn mir, Eumäos, wenn auch die Freier sich darob entrüsten, und dann verriegelt die Pforten des Hofes und lafst die Mägde einschliefsen, damit niemand den Männersaal betrete.“ Als Odysseus wieder in den Saal zurückkam, hatte gerade der tapfre Eurymachos vergeblich versucht, den Bogen zu spannen, und sprach erbittert: „Wie werden die Menschen uns verhöhnen, dafs keiner von allen Freiern im Palaste Odysseus' Bogen zu spannen vermochte!“ Der Prahler Antinoos aber rief: „Das kommt davon, dafs wir heut an einem Festtage den Wettkampf beginnen wollten! Wartet bis morgen, lasst die Äxte stehn, der Schenke soll Wein bringen, wie es am Festtage ziemt.“ Alle waren es zufrieden. Da erhob der vergessene Bettler die Stimme und sprach: „Hört mich alle, ihr Freier, und vor allem ihr beiden, Antinoos und Eurymachos! Lafst jetzt, während ihr ruhet, mich versuchen, ob das lange Elend meine Kraft ganz geschwächt hat, oder ob ich den Bogen noch zu spannen vermag!“ Antinoos antwortete erbittert: „Elender Fremdling, aus dir mufs der Wein reden, dafs du mit uns hier wetteifern willst. Statt dir hier Almosen zu reichen, sollten wir dich zum Könige von Epirus senden, der den Fremden Nasen und Ohren abschneiden lässt!“ Aber Penelope sprach: „Schäme dich, Antinoos, Telemachos' Gast so zu behandeln! Der Fremde denkt nicht daran, mich als Gattin heimführen zu wollen.“ „Nicht das ist es, was wir besorgen,“ rief Eurymachos. „Aber wenn der Fremde Odysseus' Bogen wirklich spannte, was wir jüngern Männer alle nicht vermögen, so würden wir der Spott der Achäer, und es brächte uns ewige Schande!“ „Wohl bringt es euch Schande,“ erwiderte die Königin, „dafs ihr Odysseus' Haus durch Schwelgen entehrt, aber die habt ihr nie gefürchtet. Wenn aber jener Greis, der wohl bessere Tage gesehen hat und aus edlem Geschlechte stammt, den Bogen spannt, so werde ich ihn neu kleiden und waffnen und senden, wohin sein Herz begehrt.“ Da trat Telemach vor und sprach: „Mutter, keiner hat Macht über den Bogen als ich, und wollte ich ihn dem Fremden auch schenken, so dürfte mich niemand hindern. Du

Digitized by Google

aber geh in deine Gemächer und befiehl deinen Mägden, aber mir lafs die Waffen, denn ich bin der Herr dieses Hauses.“ Über den Ernst des Sohnes staunte die Mutter, gehorchte ihm aber, ging in ihr Frauengemach und Athene sandte ihr süfsen Schlummer.

Jetzt, auf Odysseus' Wink, brachte Eumäos dem Bettler den Bogen. Voll Zorns bedrohten ihn die Freier, aber allen Lärm übertönte Telemachs Stimme, der rief: „Mir gehorche und bring dem Alten das Geschofs! Sonst soll es dir übel ergehn, wenn du den andern folgst!“ Da lachten die Verblendeten über des Jünglings Eifer und liefsen den Sauhirten gehn. Während beide Hirten nun alle Pforten verriegelten, prüfte Odysseus den Bogen, ob nicht Würmer das Horn zernagt hätten, und die Freier spotteten im voraus über seine Thorheit. Aber leicht wie ein Mann eine Saite der Leier aufspannt, so spannte der König nachlässig die Sehne und versuchte sie mit der rechten Hand, und sie klang wie einer Schwalbe Stimme. Da erblafsten die Spötter, aber Zeus donnerte laut, ihm zum günstigen Zeichen. Einen Pfeil ergriff Odysseus, und im Sitzen, fast ohne zu zielen, schofs er durch die durchlöcherten Griffe der Äxte und fehlte keine. Alles staunte, aber mit leisem Wink der Augen sprach er zum Sohne: „Siehst du, Telemach, der Bettler bringt dir keine Schande! Du aber denke jetzt an den Abendschmaus deiner Gäste, es ist an der Zeit!“ Telemach verstand ihn, waffnete sich und trat neben des Vaters Stuhl. Da sprang auch Odysseus auf die hohe Schwelle und rief: „Jetzt, ihr Freier, möge Apoll mir Ehre verleihen! Ich wähle mir ein Ziel, das noch kein Schütze getroffen hat!“ Damit schofs er und traf den Antinoos durch die Gurgel, dass die Spitze im Genick wieder hervordrang. Blutend stürzte der Freche zur Erde und rifs im Todeskampfe den Tisch um, so dafs Fleisch und Brot von schwarzem Blute besudelt ward. In höchster Wut sprangen die Freier von den Stühlen und schrieen: „Elender, jetzt geht es mit dir zu Ende! Du hast den Besten in Ithaka getötet, und die Geier sollen dich fressen!“ Die Thoren ahnten nicht, dafs ihnen allen das Verderben nahe war; sie dachten, Antinoos sei aus Versehen getroffen. Aber zürnend rief Odysseus: „Ihr Hunde, ihr glaubtet nicht an meine Rückkehr, deshalb habt ihr mein Gut verzehrt, die Meinen gekränkt, ja selbst des Lebenden Gattin begehrt. Nicht Götter noch Menschen habt ihr gescheut, aber jetzt ist eure Todesstunde gekommen!“ Da ergriff die Freier bleiches Entsetzen. Nur Eurymachos erwiderte ihm: „Wenn du Odysseus bist, so hast du recht, dich zu beklagen! Aber der Hauptanstifter, der nach der Herrschaft strebte und deinem Sohne nach dem Leben stand, der liegt schon getroffen von deinem Pfeile. Wir andern wollen dir willig alles ersetzen, was im Palaste verzehrt ward, und Rinder, Gold und

Digitized by Google

Erz bringen, bis du dich mit uns versöhnt hast!“ Finster blickte der König ihn an und sprach: „All euer Erbgut kann euch nicht retten, ihr müfst mit dem Leben euern Frevel büfsen. Versucht es und streitet, aber ich hoffe, kein einziger wird mir entrinnen!“

Vergeblich versuchten jetzt Eurymachos und die andern Freier mit dem Schwerte auf ihn einzudringen, seine Pfeile kamen allen Angriffen zuvor, und als Telemach und die Hirten ihm bewaffnet zur Seite kämpften, als Athene unsichtbar die göttliche Ägis schüttelte und Grauen und Entsetzen unter den Jünglingen verbreitete, da sank einer nach dem andern getötet zu Boden. Nur für den Sänger und einen Herold bat Telemach den Vater um Gnade. Sonst waren alle erschlagen, und wie ein Haufen Fische, die der Fischer aus dem Netze auf den Strand geschüttet hat, lagen die Leichen übereinander. Jetzt liefs Odysseus die alte treue Schaffnerin rufen, der er sich schon vorher entdeckt hatte. Wie der Berglöwe, der den Stier zerrissen hat, schritt er zwischen den Toten umher, verwies mit finsterm Ernst der Alten das Frohlocken über erschlagene Männer, das sich nicht zieme, und forderte sie auf, ihm alle untreu gewordenen Mägde alsbald zu schicken. Zwölf kamen zitternd und weinend aus dem Frauengemache, mufsten erst mit den Männern die Leichen in den Hof tragen und den Saal reinigen und wurden dann in einem Winkel des Hofes ebenfalls getötet.

Dann endlich erlaubte Odysseus, Penelope zu wecken, und eilig lief die Alte ins Gemach der Königin, um ihr das Geschehene zu verkündigen. Unglaublich erschien es der Fürstin, dafs ein Mensch, und wenn es auch der Held Odysseus wäre, so Unerhörtes vollbringen könne, und daneben war es ihr nicht möglich, in dem alten Bettler ihren herrlichen Gemahl wiederzuerkennen. Als aber Athene plötzlich ihn wieder mit neuer Jugendschönheit umgofs, da fürchtete sie, einen Gott vor sich zu sehen, der sie in einer Verwandlung täuschen wollte, und erst an geheimen Zeichen erkannte sie den so lange Totgeglaubten, den so bitter Beweinten wieder. Fröhlich verbrachten die Gatten den Abend mit den Dienern unter Gesang und Tanz, und mancher, der am Palaste vorüberging, glaubte, jetzt feiere Penelope das Hochzeitsfest, niemand aber ahnte die Rückkehr des Königs und seine furchtbare Rache. Aber früh am Morgen schon ging Odysseus mit den treuen Männern aufs Land zu seinem alten Vater, der mit Freudenthränen den Wiedergekehrten in die Arme schlofs. Indes verbreitete sich die Nachricht vom Tode der Freier, und Antinoos' trauernder Vater Eupeithes trat bitter klagend in der Volksversammlung auf. Wohl sprach der Herold, den Odysseus verschont hatte, wohl der edle Greis Mentor über die verübten Unthaten und die gerechte Strafe; aber

Digitized by Google

eine grofse Schar rüstete sich und eilte unter Eupeithes' Anführung nach Laertes' Wohnung. Odysseus bewaffnete schnell sich und die Seinen, und hohe Zuversicht erfüllte sein Herz, als Athene, zwar in Mentors Gestalt, aber doch ihm kenntlich, plötzlich an seiner Seite stand. Auch der greise Laertes war gerüstet, um mit Sohn und Enkel zusammen zu kämpfen; an ihn wandte sich die Göttin und forderte ihn auf, zuerst seinen Speer zu werfen. Er gehorchte, und die Lanze durchbohrte gerade Eupeithes' Herz. Im selben Augenblick fuhr zwischen den Kämpfenden Zeus' Blitz in die Erde, und die Göttin trat in die Mitte und rief: „Haltet ein, ihr Bewohner von Ithaka, lafst ab vom Blutvergiefsen und trennt euch schnell voneinander!"

Entsetzt gehorchten die Krieger und wandten sich zur Flucht, der König und die Seinen aber frohlockten. Unter dem Schutze der Göttin ward Friede geschlossen, und in ruhigem Alter gedachte Odysseus gern der überstandnen Leiden.

---

12. Kyros.

Als die Meder ein mächtiges Volk waren und über viele von ihren Nachbarn herrschten, war ihr König Astyages. Derselbe hatte keinen Sohn, nur eine einzige Tochter, Mandane. Einst träumte dem Könige, daß seine Tochter Wasser ausgösse und damit ganz Asien überschwemmt würde. Und wieder träumte ihm, daß sie einen Weinstock pflanze, der ganz Asien überschattete. Da weissagten ihm seine Priester, die man Magier nennt, seiner Tochter Sohn werde König werden an seiner Statt. Deshalb gab er sie keinem vornehmen Meder, sondern nur einem geringen Manne unter den unterworfenen Persern zur Frau, und als sie einen Sohn geboren hatte, ließ er seinen Verwandten Harpagos kommen, und übergab ihm das Knäblein, um es zu töten. Aber Harpagos dauerte das Kind, und er mochte nicht selbst unschuldiges Blut vergießen, drum gab er es einem von Astyages' eigenen Knechten, einem Rinderhirten im Gebirge, und gebot ihm, den Knaben in öder Gegend auszusetzen und ihm zu melden, wenn er tot sei. Es war aber der Frau des Hirten gerade ihr neugebornes Kind gestorben. Da überredete sie ihren Mann, und sie gaben die Leiche ihres Kindes hin, und Harpagos ließ sie mit königlichen Ehren bestatten. Mandanes Sohn aber wurde von der Hirtenfrau als ihr eigenes Kind erzogen. Als er zwölf Jahre alt war und kräftig und groß über sein Alter, wurde er beim Spiel von den Knaben seines Dorfes zum König gewählt. Und alle gehorchten ihm, außer dem Sohne eines vornehmen Mannes, der auch in dem Dorfe wohnte.

Digitized by Google

Da ließ der kleine König ihn von den andern Knaben greifen und gab ihm tüchtige Schläge. Der Knabe lief weinend zu seinem Vater, und der nahm ihn mit zum Astyages und klagte über die Behandlung, die sein Sohn vom Sohne des Rinderhirten erlitten. Astyages ließ den Hirten rufen samt seinem Sohn und stellte den Knaben zur Rede. Als sich aber Kyros verteidigte, blickte der König ihn an, und es schien ihm, der Knabe trüge die Züge seiner Tochter, und das Alter stimmte auch mit der Zeit, in der jenes Kind ausgesetzt war. Da befragte er den Hirten, und als er die Wahrheit erfahren hatte, ließ er die Magier wieder kommen und erzählte ihnen, daß sein Enkel nicht gestorben sei, sondern als König die Dorfkinder beherrscht habe. Da sprachen sie: „Großer König, dann ist die Weissagung in Erfüllung gegangen, daß der Knabe bei deinen Lebzeiten regieren solle. Oft zeigen die Träume nur Nichtiges an, darum sei du jetzt unbesorgt und sende den Knaben seiner Mutter ins Perserland, damit sie sich auch seines Lebens erfreue.“ Astyages war froh, denn ihm hatte sein Enkel gefallen. Aber den Harpagos, der ihm falsch berichtet hatte, beschloß er zu strafen und ließ seinen einzigen Sohn in den Palast holen und den Vater zu Tische einladen. Und er schlachtete den Knaben und ließ das Fleisch zubereiten, Kopf und Hände und Füße aber in einen Korb thun. Und dem Harpagos ward allein das Fleisch seines Sohnes vorgesetzt, Astyages aber und die andern Gäste aßen Hammelfleisch. Nach Tische wurde dem unglücklichen Vater der Korb überreicht, damit er doch wisse, was er gegessen habe. Und Harpagos bezwang sich und sprach: „Was der König thut, ist wohlgethan,“ und ging mit den Überbleibseln, um sie zu begraben. Aber er vergaß es nicht und dachte auf Rache.

Als Kyros nach einigen Jahren erwachsen war, sandte Harpagos ihm einen Hasen mit der Weisung, ihn nur aufzuschneiden, wenn er allein sei. In dem Hasen aber fand Kyros einen Brief, worin Harpagos ihm alles erzählte, was er um ihn gelitten und wie sein Großvater an ihnen beiden gehandelt habe. Er rief ihn zur Rache auf und versprach ihm, wenn er sich zum König machen wolle, den Beistand der medischen Fürsten, die alle der Herrschaft des Astyages müde wären. Das gefiel dem Kyros wohl, und er sann nach, wie er wohl am leichtesten die Perser zur Empörung brächte. Zuletzt schrieb er sich selbst einen Brief, versammelte das Volk und las ihnen daraus vor, wie er von seinem Großvater zum Obersten des Landes ernannt sei, und dann befahl er, jeder solle sich bei Sonnenaufgang mit einer Sichel einfinden. Und er führte sie in eine steinige Wüstenei und ließ sie Dornbüsche ausroden den ganzen Tag, und es war harte Arbeit. Am nächsten Tage kamen sie wieder zusammen, da hatte Kyros ihnen von den Herden

Digitized by Google

seines Vaters ein Festmahl gerichtet, und alle ruhten sich und thaten sich gütlich. Und als der Wein sie fröhlich gemacht hatte, fragte Kyros, welcher Tag ihnen besser gefallen hätte, gestern oder heut. Als alle einstimmig „heut" erwiderten, sprach er: „Solche Tage und noch bessere sollt ihr immer erleben, wenn ihr mir folgen wollt, denn ich will euch aus Knechten zu Herren der Meder machen." Und alle jauchzten ihm zu und waren zum Kriege bereit. Als aber die Nachricht davon zu Astyages kam, war er verblendet und stellte den Harpagos an die Spitze seiner Truppen. Aber Harpagos gedachte seines gemordeten Sohnes und ging zum Kyros über, so daß derselbe keinen Widerstand fand und daß Astyages selbst gefangen wurde. Kyros ließ ihn in Frieden bei sich leben, aber das medische Reich war bezwungen, und Kyros war der erste König von Persien.

13. Krösos.

1. Zu dem mächtigen Könige Krösos von Lydien, dem reichsten Fürsten seiner Zeit, der zu Sardes in Kleinasien herrschte, kam eines Tages Solon, der weise Athener, den seine Vaterstadt so hoch ehrte, dafs sie sich von ihm Gesetze geben liefs. Krösos hatte auch schon von ihm gehört und bewirtete ihn als Gast in der königlichen Burg. Sodann, am dritten Tage, führten ihn die Diener auf Krösos' Gebot in allen Schatzkammern umher und zeigten ihm alle Herrlichkeiten, und da Solon alles gesehen hatte, fragte ihn Krösos also: „Mein Freund von Athenä, man hat uns viel von deinen Reisen und deiner Weisheit erzählt. Nun hab' ich grofs Verlangen, dich zu fragen, wen du von allen Menschen, die du kennst, für den glücklichsten hältst." Da antwortete Solon: „Herr, den Tellos von Athen." Das nahm den König Wunder, und er fragte voll Eifer: „Und warum hältst du ihn dafür?" Und Solon sprach: „Zum ersten, so hatte Tellos, bei blühendem Zustande der Stadt, edle und vortreffliche Söhne, und die hatten wieder Kinder, und waren alle am Leben, und zum andern starb er den schönsten Tod im siegreichen Kampfe für sein Vaterland und ward unter grofsen Ehren auf öffentliche Kosten bestattet." Da fragte Krösos begierig, wer wohl der zweite wäre, denn er hoffte doch wenigstens die zweite Stelle zu erhalten. Solon aber sprach: „Zum zweiten nenne ich dir Kleobis und Biton von Argos. Denn dieselben hatten, soviel sie bedurften, und dazu besafsen sie eine grofse Leibesstärke, so dafs beide zugleich den Kampfpreis davongetragen. Von ihnen wird erzählt, dafs ihre Mutter, die Priesterin der Hera, einst nach dem Tempel der Göttin fahren mufste, und die Rinder, die den Wagen ziehen

Digitized by Google

sollten, kamen nicht vom Feld. Als nun keine Zeit zu verlieren war, spannten sich die beiden Jünglinge selber vor, und auf dem Wagen safs ihre Mutter. So fuhren sie den weiten Weg zu dem Tempel, und das ganze Volk war Zeuge ihrer That. Ihre Mutter aber trat vor das Bild der Göttin und betete, sie möchte ihren Söhnen den besten menschlichen Segen zuteil werden lassen. Und als man nach diesem Gebete geopfert und das Mahl gefeiert hatte, legten sich die beiden Jünglinge im Tempel zur Ruhe und standen nicht wieder auf, sondern das war ihres Lebens Ende."

Krösos aber ward unwillig und sprach: „Mein Freund von Athenä, ist dir denn mein Glück so gar nichts, dass du mich nicht einmal geringen Bürgern gleichsetzest?" Solon aber sprach: „O Krösos, ich setze des Menschen Leben auf siebzig Jahre, das sind sechsundzwanzigtausend zweihundert und fünfzig Tage, von denen keiner dem andern gleichet. Daher ist das Leben des Menschen eitel Zufall. Jetzt bist du gewaltig reich und Herr über viele Völker, aber glücklich kann ich dich nicht nennen, bevor ich weifs, wie dein Leben endet. Denn an sich ist der Reiche nicht glücklicher, als der, der sein tägliches Brot hat und dazu Gesundheit, und wer das, was er braucht, bis an sein Ende hat und dann sein Leben mit freudigem Mute beschliesst, der, König, verdient erst den Namen des Glücklichen. Bei jedem mufs man das Ende abwarten, denn vielen hat Gott erst das Glück vor Augen gehalten und sie dann ganz zu Grunde gerichtet." Und da er also sprach, hielt Krösos ihn für sehr unverständig und entliefs ihn alsbald.

2. Krösos hatte zwei Söhne. Der eine war stumm, aber der andre, Atys, war ein kräftiger, reisiger Jüngling. Es träumte aber dem Krösos, dafs ihm dieser Sohn durch eine Eisenspitze erschlagen würde. Grofse Furcht befiel da den König, und er liefs alle Waffen aus den Männersälen wegnehmen, auf dafs nicht etwa ein Speer von der Wand auf seinen Sohn herunterfiele. Er schickte ihn nicht mehr in den Krieg, sondern behielt ihn zu Hause und gab ihm eine junge Frau. Aber der Jüngling war damit übel zufrieden, und da ein wütender Eber die Weinberge verheerte und seines Vaters Jäger und Hunde gegen ihn ausgesandt wurden, sprach er: „Lieber Vater, lafs dich doch von deinem Traume nicht so schrecken, dafs du von mir ehrlosen Müfsiggang verlangst. Wo hat denn der Eber Hände und wo eine Eisenspitze, davor du Furcht hast? Da aber der Traum nicht von einem Zahn oder dergleichen gesprochen hat, so lafs mich immer mit." Da liefs der König den Adrastos rufen, einen phrygischen Mann, der als Flüchtling wegen Brudermords verfolgt in sein Land gekommen

Digitized by Google

und von Krösos entsühnt worden war. Zu diesem sprach er: „Adrastos, ich habe dich aufgenommen, als du in schwerem Leide warst; dafür thue du mir jetzt einen Gefallen. Begleite meinen Sohn und siehe zu, dafs ihm auf der Jagd nichts zustöfst und er sich nicht zu nah an den Eber wagt.“ Adrastos antwortete: „Herr, nur auf deinen Befehl will ich unglücklicher Mensch mich unter die Glücklichen mischen, aber so viel meine Sorgfalt vermag, soll dein Sohn unverletzt zurückkehren.“ Und im Waldgebirge trafen die Jäger den Eber, umstellten ihn, und Adrastos warf nach ihm mit dem Wurfspiefse, er fehlte ihn aber und traf des Krösos Sohn.

So ging an diesem der Traum von der Eisenspitze in Erfüllung. Krösos weinte und wehklagte an der Leiche seines Sohnes. Und Adrastos kam und flehte, ihn dem Toten zu opfern, ihn, den nun zu allem früheren Leid noch dies gröfste getroffen, den Sohn seines Wohlthäters zu töten. Da jammerte sein Schicksal den Krösos und er sprach: „Meinen Sohn hat ein Götterratschlufs getötet, ziehe hin in Frieden!“ Adrastos aber ging hin und ermordete sich selbst auf dem Grabmale. Krösos aber lag zwei Jahre in tiefer Trauer und glaubte nicht mehr, der Glücklichste zu sein.

3. Nach zwei Jahren aber hörte er von der grofsen Macht des jungen Perserfürsten Kyros, der das medische Reich bezwungen hatte, also dafs jetzt die Meder ihren vormaligen Dienern, den Persern, unterthan waren. Da glaubte er, es sei recht und königlich gehandelt, dem jungen Fürsten seine grofse Macht zu zeigen, auf dass er etwa noch der Perser Reich zu dem lydischen dazu gewönne. Aber er wollte nicht ohne den Rat der Götter handeln. Weil nun mancherlei Heiligtümer ihm bekannt waren, in denen die Priester den Willen ihres Gottes den Sterblichen kund thaten, gedachte er sie zu prüfen und schickte Gesandte zu allen; die mufsten fragen, was König Krösos an einem bestimmten Tage zu bestimmter Stunde thun wolle, und es heifst, dass sie selbst es nicht wufsten. Da kamen die Gesandten auch zu dem Orakel in Delphi, allwo die Pythia, die Priesterin Apolls, den Menschen die Antworten des allsehenden Gottes mitteilte. Und als die Lyder in den Tempel traten, sprach die Pythia: „Ich merke einen Geruch, als wenn Lammfleisch, mit Schildkrötenfleisch gemenget, mit Erz bedeckt, in Erz gekocht wird.“ Und als die Gesandten dem Könige die Antwort brachten, erkannte er, dafs nur der Gott der Hellenen die Zukunft wisse, denn er hatte wirklich, damit niemand sein Thun erraten könne, in einem Schilde mit einem andern Schilde zugedeckt, Lamm- und Schildkrötenfleisch zusammen gekocht. Jetzt fragte er in Delphi von neuem an, ob er den Krieg beginnen solle,

Digitized by Google

und bekam das Orakel: Wenn Krösos über den Halys geht, wird er ein grofses Reich zerstören.

Es war aber der Halys der Grenzfluſs zwischen Lydern und Persern. Da rüstete Krösos und führte sein Heer in das Land der Perser, denn er glaubte des Beistandes der Götter sicher zu sein. Aber Kyros besiegte sein Heer und schloſs ihn selbst bald in seiner Hauptstadt Sardes ein. Unter den Mauern der Stadt kam es noch einmal zur Schlacht, und Krösos vertraute auf die Tapferkeit der lydischen Reiterei. Kyros aber lieſs die Kamele, die seinem Heere Nahrungsmittel und Zelte nachführten, abladen und, mit geschickten Reitern darauf, in das vorderste Treffen stellen, dahinter erst das Fuſsvolk. Und als die Lyder hervorbrachen, scheuten ihre Pferde vor den Kamelen — denn das Pferd hat überall Angst vor dem Kamel und nicht einmal seinen Geruch vermag es zu ertragen — und gehorchten ihren Reitern nicht mehr und warfen viele ab. Da wurden die Perser Meister über sie, und die Stadt ward von den Persern erstürmt und auch die Burg, darinnen Krösos mit den Seinen war. Es hatte aber der König noch einen Sohn, der war bis auf diesen Tag stumm gewesen. Als nun ein persischer Soldat, der ihn nicht kannte, auf den König eindrang und ihn schon zu Boden geworfen hatte, da gab die Angst plötzlich dem Stummen die Sprache und er rief: „Mensch, töte den Krösos nicht!“ Das waren die ersten Worte, die er sprach, von da an aber redete er sein ganzes Leben. Krösos ward gefangen, und als Kyros davon erfuhr, hieſs er einen Scheiterhaufen schichten, und darauf wurde er festgebunden und sollte lebendig verbrannt werden. Da gedachte der gefangene Fürst des athenischen Weisen, der ihn vor dem Unbestand des irdischen Glückes gewarnt hatte, und er rief laut, so daſs alle es hörten: „O Solon, Solon, Solon!“ Kyros lieſs fragen, wen er da anriefe, und Krösos antwortete: „einen Mann, den alle Herrscher sollten um Rat befragen.“ Und weiter erzählte er, wie Solon zu ihm gekommen, der all seine Herrlichkeit für nichts geachtet, und wie alles eingetroffen sei, wie er es gesagt habe, und wie er geurteilt über die Menschen, so sich selber für glücklich hielten. Da reuete es den Kyros, daſs er, der doch selber ein Mensch war, einen andern Menschen zum Feuertode verurteilt hatte, der noch vor kurzem es ihm an Herrlichkeit gleich gethan, und er gab Befehl, das Feuer zu löschen. Als nun Krösos vor den Sieger trat, fragte ihn Kyros: „Was hat dich dazu gebracht, mir den Krieg zu bereiten, der ich dir doch nicht feindlich war?“ Und er antwortete: „Herr, das hat ein falscher Göttersprüch gethan.“ Und er erzählte ihm alles, wie es gekommen war, und schloſs damit: „Siehe, so hat mich der Hellenen Gott getäuscht. Denn wer sollte

Digitized by Google

wohl gegen den Rat der Götter Krieg führen? Im Frieden begraben die Kinder ihre Eltern, im Kriege aber die Väter ihre Söhne. Aber König Kyros, jetzt bitte ich dich eines. Sende diese Ketten, mit denen ich auf dem Holzstoſs gefesselt stand, an den Tempel zu Delphi und frage, ob es Sitte des Gottes sei, die zu täuschen, die ihm vertrauen.“ Und es geschah, wie er wünschte. Aber die Pythia sprach: Krösos allein ist schuld an dem Leid, das ihn betroffen, da er übereilt in den Krieg zog, statt zu fragen, ob das Reich der Perser oder der Lyder dadurch zerstört werden sollte. Und jetzt dankt er nicht einmal dem Gotte, der ihn vom Scheiterhaufen errettet und des Kyros Herz ihm zugewandt hat.“ Da erkannte Krösos sein Unrecht und klagte nicht mehr. Aber Kyros behielt ihn an seinem Hofe, und er ward ihm und seinem Sohne ein treuer Freund, dessen Worte oft im Rat den Ausschlag gaben, und er führte das Leben eines Weisen, nachdem das Glück eines Fürsten von ihm gewichen war.

14. Paktyes.

Als Krösos gefangen nach Persien geführt war, sollte ein anderer Lyder, Paktyes, dem Kyros die Schätze des Königs nachbringen. Er sah aber mit Trauer das Leid seines Vaterlandes und nahm den Schatz und warb im geheimen Söldner dafür, um die Perser wieder zu vertreiben. Aber bald ward ihm die persische Macht zu groß; er verzweifelte, sie überwinden zu können, verließ Sardes und floh nach Kyme. Da sandte der persische Feldherr Boten, die seine Auslieferung verlangten. Die Kymäer scheuten sich, das Gastrecht zu verletzen, und waren doch voll Furcht für ihre Stadt. Da wandten sie sich an das Orakel, und die Antwort lautete: „Liefert den Gast den Persern aus!“ Ein edler Kymäer aber, Aristodikos, wollte nicht dem Worte glauben und reiste selbst mit dem Boten zum zweitenmale hin. Und wieder lautete der Götterspruch: „Liefert den Gast den Persern aus!“ Da ging Aristodikos in den Vorhof des Tempels und nahm die Nester der Vögel aus, die im Gesims des Daches nisteten. Und wie er so that, kam eine Stimme aus dem Allerheiligsten und sprach: „Du gottloser Mensch, was unterfängst du dich, meine Schützlinge zu verderben!“ Und Aristodikos antwortete: „Herr, du selber stehest also deinen Schützlingen bei, und die Kymäer sollen ihren Schützling herausgeben?“ Da sprach der Gott mit Donnerstimme: „Ja, das sollt ihr, damit um so schneller das Verderben über euch komme ob eurer Sünde. Denn wer erst einen Götterspruch verlangt, ob er den Gastfreund seinen Feinden übergeben solle, der ist nicht wert, daß die Götter

Digitized by Google

ihn ferner beschützen.“ Und da das vor die Kymäer gebracht wurde, da wollten sie weder den Paktyes ausliefern noch auch zum Trotz gegen die Perser behalten und sandten ihn fort, daß er sich vor den Feinden erretten möge. Aber es gab dazumal in Kleinasien wenige Städte, die den Persern Widerstand leisten mochten, und so geriet er doch zuletzt in Gefangenschaft. Lydien blieb aber für immer persisch.

---

15. Geschichten von Karl dem Großen.

Der mächtige Kaiser Karl der Große, welcher gegen Ende des achten und im Anfange des neunten Jahrhunderts in Deutschland und Frankreich herrschte, legte großen Wert darauf, daß die Schüler in den Schulen, die er selbst gegründet hatte, fleißig und eifrig wären. Als er daher einmal nach einem längeren Kriege wieder in sein Reich zurückkam, ließ er die Knaben, welche er einem würdigen Geistlichen zur Erziehung anvertraut hatte, vor sich kommen und hieß sie ihre schriftlichen Arbeiten vorzeigen. Die Knaben von geringer Herkunft brachten ihm sehr fleißige und sehr sorgfältige Schriften; die vornehmen hatten nur leere und schlechte Ware vorzuweisen. Da that der König Karl nach dem Vorbilde des ewigen Richters: er sonderte die guten Arbeiter aus, stellte sie zu seiner Rechten und redete sie folgendermaßen an: „Ich danke euch, meine Söhne, daß ihr meinen Befehl zu eurem eigenen Frommen nach Kräften befolgt habt. Fahrt so fort, dann will ich euch einmal herrliche Bistümer und Klöster verleihen, und ihr sollt stets hochgeehrt in meinen Augen sein.“ Darauf wandte er sein Angesicht mit großem Unwillen zu den links stehenden, erschütterte sie mit flammendem Blick und donnerte sie mit diesen Worten an: „Ihr hochgeborenen, zierlichen und hübschen Leutchen, die ihr euch auf eure Abkunft, euren Reichtum verlaßt und trotz meines Befehls zu eurer Schande die Wissenschaft verabsäumt und eure Zeit mit Wohlleben, Spiel und nichtigem Treiben vergeudet, beim Herrn des Himmels! — und dabei hob er sein mächtiges Haupt und die nie besiegte Rechte gen Himmel — ich gebe nichts auf euren Adel und euer hübsches Aussehen, und seid versichert, wenn ihr nicht bald eure frühere Faulheit und Nachlässigkeit durch sorgsamen Fleiß wieder gut macht, so habt ihr von Karl nie etwas Gutes zu erwarten!“

Durch solche Bemühungen gelang es dem Könige, in seinem ganzen Reiche die Wissenschaften in Blüte zu bringen; aber es schmerzte ihn doch, daß es zu seiner Zeit nicht mehr solche Männer gab, wie die alten Kirchenväter gewesen waren, so viel Mühe er auch anwandte, die trefflichsten Ge-

Digitized by Google

lehrten an sich zu ziehen. Daher rief er einmal unmutig: „Daß ich doch zwölf Geistliche hätte von solchem Wissen, wie Hieronymus und Augustinus besaßen!“ — Denn das waren unter den früheren die gelehrtesten gewesen. Da sagte ihm Alkuin, ein frommer und in den heiligen Schriften wohl bewanderter Mann, den Karl fast immer um sich hatte: „Der Schöpfer des Himmels und der Erde hatte nur zwei solche Männer, und du willst zwölfe haben?“

Ganz besondere Freude hatte Karl an der Jagd, und wenn er Gesandte fremder Völker an seinem Hofe hatte, so nahm er sie gern mit sich in den Forst zur Jagd der Auerochsen. Da kam es denn auch einmal vor, daß er Abgeordnete der Perser bei solcher Gelegenheit bei sich hatte. Diese aber wandten sich, als sie die ungeheuren Tiere sahen, von Schreck ergriffen, zur Flucht. Karl aber erschrak nicht, sondern ritt auf seinem mutigen Rosse auf einen der Auerochsen los, zog sein Schwert und versuchte ihm das Haupt abzuhauen. Allein der Hieb mißlang, und das furchtbare Tier zerriß dem Könige Stiefel und Hose mit der Spitze seines Horns; dann aber floh es in eine durch Baumstämme und Felsen geschützte Schlucht. Da sprangen denn alle Hofleute zum Dienste des Königs herbei und boten ihm ihre Kleider an. Karl aber nahm das Anerbieten nicht an und rief: „In solchem Zustande muß ich zu Hildegard kommen!“ Das war seine Frau. Indessen aber hatte ein junger Mann das verwundete und wütende Tier erreicht. Er durchbohrte mit der Lanze sein Herz, indem er zwischen Hals und Schulter durchstieß; darauf zeigte er das noch zuckende Tier dem König. Der that, als merkte er es nicht, überließ das Wild seinem Gefährten und kehrte nach Hause zurück. Dort rief er die Königin und zeigte ihr die zerrissenen Hosen mit den Worten: „Was verdient der Mann, welcher mich von einem Feinde befreit, der mir solches gethan hat?“ Sie erwiderte: „Alles Gute;“ und nun erzählte ihr Karl alles der Reihe nach, und als er ihr die ungeheuren Hörner als Wahrzeichen vorlegte, brach sie in Thränen aus und schlug an ihre Brust. Dann aber bat sie ihren Mann, den Jüngling reich zu belohnen, und als er gern darein willigte, fügte sie noch kostbare Geschenke für ihn hinzu.

Ein andermal, als Karl in Italien war, sagte er an einem Festtage nach der Messe zu seiner Umgebung: „Um nicht müßig zu sein, wollen wir auf die Jagd gehn, bis wir etwas erbeuten; aber wir wollen alle in der Kleidung bleiben, die wir anhaben.“ Das sagte er aber deshalb, weil es ihn längst verdrossen hatte, daß die Herren in Italien sich so außerordentlich putzten, seidene Kleider anzogen, sich Pfauenfedern auf den Hut setzten, ihre Stiefel mit zierlichen Streifen von Purpur verbrämten und sich in Hermelinpelze hüllten, während der König selbst, da es ein kalter Regentag war,

Digitized by Google

einen tüchtigen Schafspelz trug. Nun ging es ins Freie; stundenlang streifte Karl durch Dickicht und Feld, und spät erst kamen sie, zerfetzt von Baumzweigen und Dornen, vom Regen durchnäßt, auch durch das Blut der Tiere und die ihnen abgezogenen Felle beschmutzt, zum Palast zurück. Hier aber sprach Karl: „Keiner von uns ziehe seinen Rock aus, bis wir schlafen gehn, damit er auf unserm Leib besser trocknen könne.“ Da sorgte denn jeder mehr für seinen Leib als für sein Kleid und suchte sich überall ein Feuer, um sich zu wärmen. Doch mußten sie dann bis tief in die Nacht im Dienste ihres Herrn bleiben. Zu Hause konnten sie, da sie zu Bette gehn wollten, die feinen Pelze und Seidenstoffe kaum vom Leibe ziehen; die rissen und brachen allerorten, und es klang, wie wenn man dürres Holz zerbricht. Aber am nächsten Morgen erhielten sie Befehl, wieder in denselben Gewändern zu erscheinen. Das gab dann einen sehr kläglichen Anblick; den vornehmen Herren hingen die Lumpen vom Leibe, und von Farben war kaum noch etwas daran zu sehen. Karl aber sprach zu seinem Kämmerer: „Hole jetzt meinen Pelz und zeige ihn den Herren.“ Der wurde gebracht und war noch ganz weiß und unversehrt. Der König aber fragte sie spöttisch, welche Kleidung nun kostbarer und nützlicher gewesen wäre, seine, die er für einen Schilling gekauft habe, oder ihre, welche viele Hunderte gekostet hätte.

---

16. Der eiserne Karl.

Als König Karl den Longobardenkönig Desiderius befeindete, lebte an dessen Hofe Ogger, ein edler Franke, der vor Karls Ungnade das Land hatte räumen müssen. Wie nun die Nachricht erscholl, Karl rücke mit Heeresmacht heran, standen Desiderius und Ogger auf einem hohen Turme, von dessen Spitze man weit und breit in das Reich schauen konnte. Das Gepäck rückte in Haufen an. „Ist Karl unter diesem großen Heere?“ fragte König Desiderius. „Noch nicht,“ versetzte Ogger. Nun kam der Landsturm des ganzen fränkischen Reiches. „Hierunter befindet sich Karl aber gewiß,“ sagte Desiderius bestimmt. Ogger antwortete: „Noch nicht, noch nicht.“ Da tobte der König und sagte: „Was sollen wir anfangen, wenn noch mehrere mit ihm kommen?“ — „Wie er kommen wird,“ antwortete jener, „sollst du gewahr werden; was mit uns geschehen soll, weiß ich nicht.“ Unter diesen Reden zeigte sich ein neuer Troß. Erstaunt sagte Desiderius: „Darunter ist doch Karl?“ — „Immer noch nicht,“ sprach Ogger. Nächstdem erblickte man Bischöfe, Äbte, Kapellane mit ihrer Geistlichkeit, und, außer sich gekommen, stöhnte Desiderius: „O, laß uns hinabsteigen und uns bergen in der Erde

Digitized by Google

vor dem Angesicht dieses grimmigen Feindes.“ Da erinnerte sich Ogger der herrlichen, unvergleichlichen Macht des Königs Karl aus besseren Zeiten her und brach in die Worte aus: „Wenn du die eiserne Saat auf den Feldern wirst starren sehen, wenn der Po und der Tessin mit dunkeln, eisenschwarzen Wogen die Stadtmauern überschwemmen, dann erwarte, daß Karl kommt.“ Kaum war dies ausgeredet, als sich im Westen ein Gewimmel wie eine finstere Wolke zeigte, die den hellen Tag beschattet. Dann sah man den eisernen Karl in einem Eisenhelme, in eisernen Schienen, mit einem eisernen Panzer um die breite Brust, eine Eisenstange in der Linken hoch aufreckend. In der Rechten hielt er das stählerne Schwert; der Schild war ganz aus Eisen, und auch sein Roß schien eisern an Mut und Farbe. Alle, die ihm vorausgingen, zur Seite waren und nachfolgten, ja das ganze Heer schien auf gleiche Weise ausgerüstet. Einen schnellen Blick darauf werfend, rief Ogger: „Hier hast du den, nach dem du so viel fragtest,“ und Desiderius stürzte halb entseelt zu Boden.

---

17. König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich II. von Preußen hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gern darin, wenn nur nicht ganz nahe dabei die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehn ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut nebeneinander, obgleich das Weißbrot auch in dem Schlosse nicht übel schmeckt, wenn die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war, nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller seine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar; die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen? — Der König wußte warum. Denn eines Tages ließ er den Müller rufen. „Ihr begreift,“ sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht nebeneinander bestehn können. Einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schlößlein?“ — Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?“ — Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?“ — Der Müller erwiderte: „Gnädiger Herr, so habt auch Ihr nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt; sie ist mir nicht feil.“ Der

Digitized by Google

König that zwar ein Gebot, auch das zweite und das dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil.“ „Wie ich darin geboren bin,“ sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie von meinem Vater erhalten worden ist, sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.“ Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an. „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viele Worte zu machen? Ich lasse Eure Mühle taxieren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld oder nehmt es nicht!“ Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiderte dem König: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!“ Nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also, daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohlgefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

---

18. Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. „Mein liebes Tierchen,“ sagte der Knabe, „ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmanne ging, der eine, vielleicht von deinen Ureltern, die er halb erfroren unter der Hecke fand, mitleidig aufhob und sie unter seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter bifs, und der gute, freundliche Mann mufste sterben.“

„Ich erstaune,“ sagte die Schlange. „Wie parteiisch eure Geschichtsschreiber sein müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?“

„Ach schweig nur,“ erwiderte der Knabe. „Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewufst!“

„Recht, mein Sohn,“ fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. „Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem aufserordentlichen Undanke hören solltest, so unter-

Digitized by Google

suche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit einem so abscheulichen Schandflecken brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja ich will zur Ehre der Menschheit hoffen — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es wert, mein Sohn, dafs sie Undank statt Erkenntlichkeit einwuchern."

---

19. Der Rangstreit der Tiere.

I.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Tieren. Ihn zu schlichten sprach das Pferd: „Lasset uns den Menschen zu Rate ziehen! Er ist keiner von den streitenden Teilen und kann desto unparteiischer sein."

„Aber hat er auch den Verstand dazu?" liess sich ein Maulwurf hören. „Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen."

„Das war sehr weislich erinnert!" sprach der Hamster.

„Ja wohl!" rief auch der Igel. „Ich glaube es nimmermehr, dafs der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzt."

„Schweigt ihr!" befahl das Pferd. „Wir wissen es schon: wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen."

II.

Der Mensch ward Richter. — „Noch ein Wort," rief ihm der majestätische Löwe zu, „bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Wert bestimmen?"

„Nach welcher Regel? Nach dem Grade ohne Zweifel," antwortete der Mensch, „in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid."

„Vortrefflich!" versetzte der beleidigte Löwe. „Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehn kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlass die Versammlung."

III.

Der Mensch entfernte sich. — „Nun," sprach der höhnische Maulwurf (und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bei), siehst du, Pferd? der Löwe meint es auch, dafs der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt wie wir."

„Aber aus bessern Gründen als ihr!" sagte der Löwe und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

Digitized by Google

IV.

Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit. Haltet mich für den Vornehmsten oder Geringsten, es gilt mir gleichviel. Genug, ich kenne mich!“ — Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgte der weise Elefant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd, kurz alle, die ihren Wert fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegaben und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren — der Affe und der Esel.

---

20. Die Geschichte des alten Wolfs.

1. Der böse Wolf war zu Jahren gekommen und faſste den gleifsenden Entschlufs, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fufse zu leben. Er machte sich also auf und kam zu dem Schäfer, dessen Herden seiner Höhle die nächsten waren. „Schäfer,“ sprach er, „du nennst mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich mufs ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert, denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger, mache mich nur satt und du sollst mit mir recht wohl zufrieden sein. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmütigste Tier, wenn ich satt bin.“ „Wenn du satt bist? Das kann wohl sein,“ versetzte der Schäfer. „Aber wann bist du denn satt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deiner Wege!“

2. Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer. „Du weifst, Schäfer,“ war seine Anrede, „dafs ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.“ „Sechs Schafe?“ sprach der Schäfer. „Das ist ja eine ganze Herde!“ „Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen,“ sagte der Wolf. „Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfere ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.“ „Auch nicht viere?“ fragte der Wolf weiter, und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf. „Drei? Zwei?“ „Nicht ein einziges,“ fiel endlich der Bescheid. „Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.“

3. „Aller guten Dinge sind drei!“ dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer. „Es geht mir recht nahe,“ sprach er, „dafs ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Tier ver-

Digitized by Google

schrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, so soll deine Herde in jenem Walde, den niemand unsicher macht als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! welche Kleinigkeit! Könnte ich grofsmütiger, könnte ich uneigennütziger handeln? Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?" „O, über nichts! Aber, wie alt bist du, guter Freund?" sprach der Schäfer. „Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen!" „Erzürne dich nicht, alter Isegrimm; es thut mir leid, dafs du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verraten dich. Du spielst den Uneigennützigen blofs, um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr nähren zu können."

4. Der Wolf ward ärgerlich, fafste sich aber doch und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich diesen Umstand zunutze. „Schäfer," sprach er, „ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneinigt, und so, dafs ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weifst, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber anstatt deines verstorbnen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, dafs sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen." „Du willst sie also," versetzte der Schäfer, „gegen deine Brüder im Walde beschützen?" „Was meine ich denn sonst? Freilich." „Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Hürden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben ausser dem Hause sicher zu sein, das halten wir Menschen — — " „Ich höre schon," sagte der Wolf, „du fängst an zu moralisieren. Lebe wohl!"

5. „Wäre ich nicht so alt!" knirschte der Wolf. „Aber ich mufs mich leider in die Zeit schicken." Und so kam er zu dem fünften Schäfer. „Kennst du mich, Schäfer?" fragte der Wolf. „Deinesgleichen wenigstens kenne ich," versetzte der Schäfer. „Meinesgleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, dafs ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl wert bin." „Und wie sonderbar bist du denn?" „Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich blofs mit toten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, dafs ich mich dann und wann bei deiner Herde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht —" „Spare der Worte," sagte der Schäfer. „Du müfstest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal tote, wenn ich dein Feind nicht sein sollte. Ein Tier, das mir schon

Digitized by Google

tote Schafe frifst, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für tot und gesunde für krank ansehn. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung und geh!“

6. Ich mufs nun schon mein Liebstes dran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen, dachte der Wolf und kam zu dem sechsten Schäfer. — „Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz?“ fragte der Wolf. „Dein Pelz?“ sagte der Schäfer. „Lafs sehen! Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.“ „Nun so höre. Ich bin alt und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode und ich vermache dir meinen Pelz.“ „Ei sieh doch!“ sagte der Schäfer. „Kommst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein, dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er wert wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gieb ihn mir gleich jetzt.“ Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

7. „O die Unbarmherzigen!“ schrie der Wolf und geriet in die äufserste Wut. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tötet; denn sie wollen es nicht besser!“ Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, rifs ihre Kinder nieder und ward nicht ohne grofse Mühe von den Schäfern erschlagen. Da sprach der weiseste von ihnen: „Wir thaten doch wohl unrecht, dafs wir den alten Räuber auf das Äufserste brachten und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!“ —

---

21. Der schlaue Pilgrim.

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der sich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn und laufe geradenwegs zum heil. Grab nach Jerusalem, fragte schon in Müllheim an der Post: „Wie weit ist es noch nach Jerusalem?“ Und wenn man ihm sagte: „Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Mauchen ist es eine Viertelstunde näher,“ so ging er, um auf dem langen Wege eine Viertelstunde zu ersparen, über Mauchen. Das wäre nun so übel nicht. Man muß einen kleinen Vorteil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit, einen Batzen zu ersparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber 15 Batzen sind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von 700 Stunden nur allemal an fünf Stunden weiß eine Viertelstunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reise gewonnen — wer rechnet aus, wie viel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht eben so, sondern weil er nur dem Müßiggang und gutem Essen nachzog, so

Digitized by Google

war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren, muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr darin bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgrim aber dachte doch immer darauf, so bald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehn und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim sein soll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts fressen, als nahrhafte Kieselsteinsuppen. Wenn er nämlich irgendwo so ein braves Wirtshaus an der Straße stehn sah, wie zum Exempel das Posthaus in Krotzingen oder den Baselstab in Schliengen, so ging er hinein und bat ganz demütig und hungrig um ein gutes Wasserstipplein von Kieselsteinen, um Gottes willen, Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirtin zu ihm sagte: „Frommer Pilgram, die Kieselsteine könnten Euch zu hart im Magen liegen!" so sagte er: „Eben deswegen! die Kieselsteine halten länger an als Brot, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn Ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu bescheren wollt, um Gottes willen, so könnt' ich's freilich besser verdauen." Wenn aber die Wirtin sagte: „Aber, frommer Pilgram, eine solche Suppe kann Euch doch unmöglich Kraft geben!" so antwortete er: Ei, wenn Ihr anstatt des Wassers wolltet Fleischbrühe dazu nehmen, so wär's freilich nahrhafter." Brachte nun die Wirtin eine solche Suppe und sagte: „Die Tünklein sind doch nicht so gar weich worden," so sagte er: „Ja, und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet Ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüs darein, oder ein Stücklein Fleisch, oder beides?" Wenn ihm nun die mitleidige Wirtin auch noch Gemüs und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er: „Vergelt's Euch Gott! Gebt mir jetzt Brot, so will ich die Suppe essen." Hierauf streifte er die Ärmel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich und griff an das Werk mit Freuden, und wenn er Brot und Wein und Fleisch und Gemüs und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Brosamen, Faser und Tropfen, so wischte er den Mund am Tischtuch oder an dem Ärmel ab, oder auch gar nicht, und sagte: „Frau Wirtin, Eure Suppe hat mich rechtschaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schade dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wieder komme, so will ich Euch eine heilige Muschel mitbringen ab dem Meeresstrand von Askalon oder eine Rose von Jericho."

Drum hüte dich; nicht das Gewand macht den Pilgrim, sondern der fromme Sinn, und eine Sünde ist es, dasselbe zu mißbrauchen.

Digitized by Google

22. Vom Ratgeben.

Gieb acht, daß es dir nicht gehe, wie dem Spatzen, der andern Vögeln Rat gab, aber sich selbst nicht zu raten wußte und vor Gefahr zu hüten. Es hat sich nämlich begeben, daß die Holztauben ein Nest mit Jungen auf einem hohen Baum gehabt haben; da ist der Fuchs gekommen und hat gedrohet, er wolle hinaufsteigen und die Jungen mit dem Neste nehmen, wenn sie ihm nicht ein Junges herabwürfen. Da sind die Tauben erschrocken und haben sich heftig gefürchtet. Zuletzt haben sie ihm ein Junges herabgeworfen; das hat der Fuchs genommen, und ist mit davongezogen. Als er aber hinweg gewesen, hat der Spatz die Holztauben unterwiesen und gelehret: Wenn er schon wieder käme, sollten sie ihm nichts geben, sondern sprechen, sie wären in ihrem Nest; wenn er kühn wäre, sollte er heraufsteigen. Da nun der Fuchs wieder gekommen, haben sie ihm nichts mehr geben wollen. Alsbald hat der Fuchs gemerkt, daß sie der Spatz gewarnt habe, der soeben auf einer nahen Dornhecke saß. Der Fuchs kehrte sich zu ihm und schaute, wie er ihn möchte mit List hintergehn. Er sprach: „Es ist doch ein freies Ding um einen Vogel, er kann hinfliegen, wo er will, und ist überall sicher vor dem Jäger. Allein, das ist bös, daß ihr euch im Winter vor Kälte und Wind nicht könnt beschirmen.“ Darauf sprach der Spatz mit großem Rühmen: „O, es schadet uns der Wind nicht, denn wenn er auf der rechten Seite herweht, so stecken wir den Kopf unter den linken Flügel; weht er aber von der linken Seite her, so stecken wir den Kopf unter den rechten Flügel; und so können wir uns also vor allem Wind und Frost erretten. Da er nun ein langes und ein breites Geschwätz macht, spricht der Fuchs: „Du sitzest zu hoch oben; ich kann dich nicht verstehn, denn ich höre sonst nicht recht wohl;“ und beredete also den Spatzen, daß er weiter herab saß. Da fragte ihn der Fuchs, wie er denn thäte, wenn der Wind von vornen herwehte. Da stieß der Spatz den Kopf zwischen die Beine in die Federn und wollt' es ihm zeigen. Der Fuchs aber, nicht unbehend, erwischte den Spatzen und fraß ihn. Also kam der Spatz um, der andern geraten hat, sich selber aber wußte er nicht zu raten.

---

23. Das seltsame Rezept.

Es ist sonst kein großer Spaß dabei, wenn man ein Rezept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam

Digitized by Google

eine große tannene Stubenthür ab und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen und sagte: „Was wollt ihr da, guter Freund, mit eurer Stubenthür? Der Schreiner wohnt um zwei Häuser links.“ Dem sagte der Mann, der Doktor sei bei seiner kranken Frau gewesen und habe ihr wollen ein Tränklein verordnen, so sei in dem ganzen Haus keine Feder, keine Tinte und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doktor das Rezept an die Stubenthür geschrieben, und nun solle der Herr Apotheker so gut sein und das Tränklein kochen.

Item, wenn es nur gut gethan hat. Wohl dem, der sich in der Not zu helfen weiß.

---

24. Drei Wünsche.

Drei lustige Kameraden saßen beisammen zu Kehl im Lamm, und als sie das Saueressen verzehrt hatten und noch eine Flasche voll Klingelberger miteinander tranken, sprachen sie von allerlei und fingen zuletzt an zu wünschen. Endlich wurden sie der Rede eins, es sollte jeder noch einen kernhaften Wunsch thun, und wer den besten Wunsch hervorbringe, der solle frei ausgehn an der Zeche.

Da sprach der erste: „So wünsch' ich denn, daß ich alle Festungsgräben von ganz Straßburg und Kehl voll feiner Nähnadeln hätte, und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müßte mir ein Jahr lang lauter Maltersäcke nähen, und wenn ich dann jeden Maltersack voll doppelter Dublonen hätte, so wollte ich zufrieden sein.“

Der zweite sagte: „So wollt' ich denn, daß das ganze Straßburger Münster bis unter die Krone des Turms hinauf voll Wechselbriefe vom feinsten Postpapier läge, so viel darin Platz haben, und wäre mir auf jedem Wechselbrief so viel Geld verschrieben, als in allen deinen Maltersäcken Platz hat, und ich hätt's.“

Der dritte sagte: „So wollt' ich denn, daß ihr beide hättet, was ihr wünscht, und daß euch alsdann beide in einer Nacht der Henker holte, und ich wär' euer Erbe.“

Der dritte ging frei aus an der Zeche.

---

25. Wie man Diebe fängt.

Im Jahre 1836 saß ein alter Seekapitän in seinem Landhause, ein Halbstündlein von der holländischen Stadt Haarlem. Und warum sollte er auch dort nicht sitzen? Hatte er doch vierzig Jahre draußen Sturm und

Digitized by Google

Wetter über sein Haupt gehn lassen und sein Gesicht sah verwittert aus wie eine alte Felswand. Er rauchte vom feinsten Kubatabak aus seinem echten türkischen Kopf und trank dazu langsam aus der japanesischen Tasse seinen Mokkakaffee, dachte an seine Fahrten auf fremden Meeren und freute sich, daß er das Seine in Frieden genießen konnte. Denn drin im Hause war alles aufgestapelt aus allen fernen Ländern und Silber und Gold dabei in schweren Truhen. Sein Diener war noch nicht wieder aus der Stadt zurück, aber die Sonne war untergegangen, die feuchten holländischen Nebel stiegen herauf, und der alte Herr dachte: Du willst doch in deinem Alter nicht noch den Schnupfen kriegen, verschloß die Thüren, klopfte seine Pfeife aus und legte sich ins Bett. Er mochte wohl so im ersten Schlummer liegen und träumen von den Chinesen und ihren geschlitzten Augen und langen Zöpfen. Da hört er leise etwas bohren, als ob einer statt durch die Hausthür durchs Fenster kommen wolle. Er steht auf und kann auch deutlich merken, daß einer am Fenster ist, der ihm nächtlings unangemeldet einen Besuch machen will, notabene weniger ihm selber als seinen goldnen Vögeln. Da fiel dem alten Herrn siedendheiß ein, daß leider seine Säbel, Flinten und Pistolen in seiner Waffensammlung waren, die im andern Flügel des Hauses weit drüben stand, und er nichts hatte, womit er sich wehren konnte. Der Dieb war schon nachgerade mit dem Losschrauben fertig und drückte die Scheibe ein. Da aber war der alte Seemann auch seinerseits bereit. Derselbe hatte nämlich auf seinem Nachttische eine Flasche mit Selterswasser stehn, fest zugepfropft und oben mit Draht zu. Schnell nahm er den Draht herunter, hielt den Daumen auf den Pfropfen und stellte sich hinter den Vorhang. Der Dieb streckt eben seinen Kopf durch die Scheiben und denkt: „Wo der Kopf durchgeht, geht das andere alles nach" — da drückt der alte Herr an dem Pfropf der Flasche (die er noch vorher geschüttelt hatte), das knallt wie ein Pistol und der Pfropf mitsamt dem Selterswasser fährt dem Langfingrigen auf die Stirne und ins Gesicht. Der glaubt nicht anders, als daß er zum Tode getroffen und das Blut ihm bereits über das Gesicht laufe, und stürzt im Schrecken rücklings zum Fenster hinaus in den Hof hinunter, der ein paar Fuß tief unten lag. Der alte Herr wußte aus seinem Seeleben, daß man einem geschlagenen Feinde keine Ruhe lassen darf, stieg dem Feinde nach, der am Boden lag, und band ihm den Hals mit seinem Schnupftuch so fest zu, als ob es ein Halseisen wäre. Dann machte er den Tiras von der Kette los und brachte den Malefikanten noch in derselben Nacht hinein nach Haarlem zur Polizei. Dafür bekam er vom König von Holland noch ein besonderes Dankschreiben, daß er einen so gefährlichen Spitzbuben eigenhändig gefangen.

Digitized by Google

Das Selterswasser aber ist ein gut Wässerlein, nicht bloß gegen den Durst und allerhand Krankheiten, sondern auch um Diebe zu fangen. Freilich muß einer es verstehn zu brauchen, und das Selterswasser muß von der besten Sorte sein.

---

26. Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande.

1.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehn soll, trieb ein reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von sich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Stein. Die es sahen, verdroß es, aber niemand konnte erraten, warum der arme Mann den Stein aufhob und, ohne ein Wort zu sagen, in die Tasche steckte, und niemand dachte daran, daß er ihn von nun an so bei sich tragen würde. Aber das that er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, nämlich er verübte einen Spitzbubenstreich und wurde deswegen nicht nur seines Vermögens verlustig, sondern er mußte auch nach dortiger Sitte zur Schau und Schande, rückwärts auf einen Esel gesetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem rätselhaften Stein in der Tasche stand unter den Zuschauern eben auch da und erkannte seinen Beleidiger. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche; jetzt griff er nach dem Stein; jetzt hob er ihn schon in die Höhe, um ihn wieder nach seinem Beleidiger zu werfen, und wie von einem guten Geist gewarnt, ließ er ihn wieder fallen und ging mit einem bewegten Gesicht davon.

Daraus kann man lernen: Erstens man soll im Glück nicht übermütig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menschen sein. Denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und „wer dir als Freund nichts nutzen kann, der kann vielleicht als Feind dir schaden". Zweitens, man soll seinem Feind keinen Stein in der Tasche und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den seinen auf die Erde fallen ließ und davonging, sprach er zu sich selber so: „Rache an dem Feind auszuüben, so lange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich; jetzt, wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich."

2.

Ein anderer meinte, es sei schön, Gutes zu thun an seinen Freunden und Böses an seinen Feinden. Aber noch ein anderer erwiderte, das

Digitized by Google

sei schön, an den Freunden Gutes zu thun und die Feinde zu Freunden zu machen.

3.

Es ist doch nicht alles so uneben, was die Morgenländer sagen und thun.

Einer, Namens Lokmann, wurde gefragt, wo er seine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe? Er antwortete: Bei lauter unhöflichen und groben Menschen. Ich habe immer das Gegenteil von demjenigen gethan, was mir an ihnen nicht gefallen hat.

4.

Ein anderer entdeckte seinem Freund das Geheimnis, durch dessen Kraft er mit den zanksüchtigen Leuten immer in gutem Frieden ausgekommen sei. Er sagte so: „Ein verständiger Mann und ein thörichter Mann können nicht einen Strohhalm miteinander zerreißen. Denn wenn der Thor zieht, so läßt der Verständige nach, und wenn jener nachläßt, so zieht dieser. Aber wenn zwei Unverständige zusammen kommen, so zerreißen sie eiserne Ketten."

---

27. Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selber darein. — Aber der Löwenwirt in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er ein Stück Rindfleisch und ein Gemüse, für sein Geld. Der Wirt fragt ganz höflich, ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe. „O freilich ja!" erwiderte der Gast, „wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld." Nachdem er sich alles hatte wohl schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: „Hier, Herr Wirt, ist mein Geld." Der Wirt sagte: „Was soll das heißen? Seid Ihr mir nicht einen Thaler schuldig?" Der Gast erwiderte: „Ich habe für keinen Thaler Speise von Euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab' ich nicht. Habt Ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist's Eure Schuld." — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüt, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seid ein durchtriebener Schalk," erwiderte der Wirt, „und hättet wohl etwas anderes verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzigkreuzerstück

Digitized by Google

dazu. Nur seid stille zur Sache und geht zu meinem Nachbar, dem Bärenwirt, und macht es ihm ebenso." Das sagte er, weil er mit seinem Nachbar, dem Bärenwirt, aus Brotneid im Unfrieden lebte und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne anthat und erwiderte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Gelde, mit der andern vorsichtig nach der Thüre, wünschte dem Wirt einen guten Abend und sagte: „Bei Eurem Nachbar, dem Herrn Bärenwirt, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein anderer."

So waren im Grunde beide hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen und sich miteinander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

---

28. Das Mittagessen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sei, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr sein. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehn wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was drinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brot, dann den Wein, und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was soll das sein?" fragte der Herr und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiderte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht erraten habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute im Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten!" —

Digitized by Google

Diesmal die Suppe hinabgeworfen und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

29. Die Arche Noah.

Einmal saß eine Gesellschaft beieinander, Alte und Halberwachsene. Unter den letzteren war einer, ein Herr von Osten, der das goldene Sprüchlein, das im Buche Sirachs steht, nicht beherzigte: „Ein Jüngling mag reden, einmal oder zweimal, so man ihn fragt, und wenn er redet, soll er's kurz machen," sondern er sprach viel und fuhr den alten Herren mit seiner grünen Weisheit über den Mund.

So kamen sie von ungefähr auf die Sündflut und Noahs Arche zu sprechen. Da meinte der junge Herr, das sei kurios, daß in einem solchen Kasten, der nur dreihundert Ellen lang, fünfzig breit und dreißig hoch gewesen, so viele Tiere hinein gekonnt hätten. Und nun gar das Futter für sie alle! Er sei auf Schulen gewesen und glaube so was nicht, und was dergleichen Reden mehr waren.

Die Gesellschaft hörte eine Weile zu, da erhob sich ein alter Herr, that einige Züge aus seiner Pfeife und sagte: „Junger Herr von Osten, ich will Euch was erzählen. Als Noah die Arche auf Gottes Befehl gebaut, da versammelte er die Tiere, Männlein und Fräulein; er rief dem Kamel vom Süden: Kamel, komm! und es kam und wanderte hinein; danach dem Bär vom Norden: Bär komm! und ohne Brummen ging er hinein; und dem Tiger vom Westen: Tiger komm! und ohne Widerstand ging er hinein. Da rief er auch dem Esel von Osten, aus der Tartarei: Esel komm! aber der Esel war stutzig und sagte: Das ist mir eine kuriose Sache mit diesem Kasten. Nur dreihundert Ellen lang und fünfzig breit und dreißig hoch — dazu all das Futter für uns alle — ja, das Kamel, der Bär, der Tiger — das sind dumme Tiere, aber für unser einen, der studiert hat, ist das unglaublich. Da stand Noah auf (und der alte Herr auch) und ging hin zu dem Esel (und der alte Herr zum Junker) und nahm ihn an seinem schönsten Ohr und zupfte ihn dreimal (und so that der alte Herr auch) und sagte: Esel, räsonniere Er nicht, sondern marschiere Er nur hinein. So kam's, daß alle Tiere Platz fanden, und die Esel sind nicht mit ersoffen, sondern sie leben heute noch und fressen Disteln."

Darauf wurde der Junker still und bald war er im stillen fortgeschlichen.

Digitized by Google

30. Der kluge Richter.

Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein! So nimm dein Eigentum zurück!" So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuch eingenäht. Ich finde aber nur noch 700 Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure 100 Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch." Das war nicht schön. Aber wir sind noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thaler, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestunden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß 800 Thaler seien eingenäht gewesen, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der eine von Euch 800 Thaler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des letzteren nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thaler findet." So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Digitized by Google

31. Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß neben her laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß Ihr reitet und laßt Euern Sohn laufen; Ihr habt stärkere Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehn. Du hast jüngere Beine.“ Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für ein Unverstand, zwei Kerle auf einem schwachen Tiere? Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinab jagen?“ Da stiegen beide ab und gingen selbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid drei kuriose Gesellen. Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da band der Vater dem Esel die vorderen Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

---

32. Mut über Gut.

Es war einmal ein armer Handwerksmann, ein Leinweber, der saß täglich schon in aller Früh in seiner Werkstatt und arbeitete. Und wie er denn allezeit fröhlichen Mutes war, so sang er zum Zeitvertreib nebenbei manch schönes weltliches oder geistliches Liedlein, je nachdem es ihm just ums Herz war; und er hatte eine so klare und volle Stimme, daß die Nachbarn keines Haushahns bedurften, der sie aufweckte. Dies war aber eben dem reichen Kaufherrn nicht recht, der neben ihm wohnte; denn wenn der vor Mitternacht nicht schlafen konnte wegen Geldsorgen, so mußte er nach Mitternacht noch wach bleiben wegen des vermaledeiten Singsangs des Nachbars. Er dachte daher ernstlich darauf, dem Unfug ein Ende zu machen. Verbieten konnte er's ihm nicht; denn das Singen gehört, wie das Beten und Arbeiten, zum Hausrecht, darin niemand gestört werden kann. Also mußte er andere Mittel gebrauchen. Er ließ den Handwerker kommen und fragte ihn, wie hoch er sein Singen anschlage. Der meinte, einen Taglohn sei es sicherlich wert, da es ihm das Tagwerk selbst so leicht mache. Jener fragte weiter, wie viel das betrage? Der antwortete: so viel und so viel, und es war doch

Digitized by Google

noch nicht viel. Darauf sagte der Kaufherr, er wolle ihn einen Monat lang zum voraus bezahlen, nicht für das Singen, sondern daß er still sei und das Maul halte. Und er legte ihm das Geld wirklich hin. Der Leinenweber dachte bei sich, leichter könne man sich's nicht verdienen; und er nahm das Geld und versprach, daß er still sein wolle wie ein Mäusle in seiner Werkstatt. Als er mit dem Gelde nach Hause gekommen, überzählte er es voller Freuden, und es war lauter gute Münze, und so viel, als er noch niemals zugleich beisammen hatte. Abends, ehe er schlafen ging, liebäugelte er noch ein gutes Stündlein mit seinem Schatze und nachts legte er es unter sein Kissen, damit es ihm nicht etwa ein Dieb rauben könnte; und um Mitternacht hatte er es noch im Kopfe, und sann nach, was er damit anfangen und wie viel er gewinnen könne an Kapital und Zinsen; und morgens, wie er aufstand, lag es ihm in allen Gliedern wie Blei; sein Kopf war wüst von Nachtwachen und Sorgen, seine Hand schwer und lässig und versagte ihm den Dienst; und er durfte nicht singen. Die Zeit ging langsam und träg vorüber, so daß er den Tag kaum erwarten konnte. Inzwischen hatte er es bei sich bedacht, und er war kurz entschlossen. Denn wer schon um acht Uhr in des Kaufherrn Laden stand, das war unser Leinweber. „Herr, mit Vergunst," — sagte er und warf das Geld hin — „da habt Ihr Euern Plunder wieder; der Kobold läßt mich nicht schlafen." Und ehe noch der Kaufherr eine Widerrede thun konnte, war der Weber schon vor der Thür und sang:

Ein frischer, froher Mut
Geht über Geld und Gut.
Trilirum, tralarum!

---

33. Die drei Blicke.

Ein frommer Mann wurde einst gefragt, woher es komme, daß er trotz aller Drangsale des Lebens doch solchen Gleichmut in sich bewahren könne. Der antwortete: „Das kommt daher, daß ich meine Augen wohl in acht nehme; denn alles Böse kommt durch die Sinne zum Herzen, aber auch das Gute." Auf die weitere Frage, wie er das mache, sagte er: „Jeden Morgen, ehe ich an die Geschäfte und unter die Menschen gehe, richte ich meine Augen bedachtsam auf drei Dinge: erstens hebe ich sie gen Himmel und erinnere mich, daß mein Hauptgeschäft und das Ziel meines Lebens und Strebens dort oben sei. Zweitens senk' ich sie zur Erde und bedenke, wie wenig Raum ich bedarf, um einst mein Grab darin zu finden. Drittens

Digitized by Google

endlich schau' ich um mich und betrachte die Menge derer, denen es noch schlimmer ergeht als mir. Auf diese Art getröste ich mich alles Leides und lebe mit Welt und Menschen zufrieden in Gott."

---

34. Der listige Steiermärker.

In Steiermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im französischen Krieg: Wie fang' ich's an, daß ich meine Kronenthaler und meine Dukätlein rette in dieser bösen Zeit? Die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröst' sie Gott, und der Kaiser Joseph, tröst' ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk' ihm Leben und Gesundheit. Und wenn man meint, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verborgen und geflüchtet, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase ins Dorf streckt, und führt sie in die Gefangenschaft ins Lothringen oder in die Champagne, daß einem armen Unterthanen das Herz dabei bluten möchte vor Patriotismus. Jetzt weiß ich, sagte er, wie ich's anfange, und trug das Geld bei dunkler, blinder Nacht in den Krautgarten. Das Siebengestirn verrät mich nicht, sagte er. Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwischen die Gelveieleinstöcke und die spanischen Wicken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwischen den Beeten und warf allen Grund daraus auf das Geld und zertrat rings herum die schönen Blumenstöcke und das Mangoldkraut, wie einer, der Sauerkraut einstampft. Am Montag darauf streiften schon die Chasseurs im ganzen Revier, und am Donnerstag kam eine Partie ins Dorf, frisch auf die Mühle zu, und aus der Mühle mit weißen Ellenbogen zu unserm Bauern, und: „Geld her, Buur," rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, „oder bet' dein letztes Vaterunser." Der Bauer sagte, sie möchten nehmen, was sie in Gottes Namen noch fänden. Er habe nichts mehr, es sei gestern und vorgestern schon alles in die Brüche gegangen. „Vor euch kann man etwas verbergen," sagte er, „ihr seid die rechten." Als sie nichts fanden außer ein paar Kupferkreuzer und einen vergoldeten Sechser mit dem Bildnis der Kaiserin Maria Theresia und ein Ringlein dran zum Anhängen, „Buur," sagte der Sundgauer, „du hast dein Geld verlocht; auf der Stelle zeig, wo du dein Geld verlocht hast, oder du gehst ohne dein letztes Vaterunser aus der Welt." „Auf der Stelle kann ich's euch nicht zeigen," sagte der Bauer, „so sauer mich der Gang ankommt, sondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehn. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verborgen hatte und wie es mir ergangen ist. Der Herr Feind ist schon gestern und vorgestern da gewesen und

Digitized by Google

haben's gefunden und alles geholt." Die Chasseure nahmen den Augenschein im Garten ein, fanden alles, wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundhaufen liege, sondern jeder schaute in das leere Loch und dachte: wär' ich nur früher gekommen. „Und hätten sie nur die schönen Gelveieleinstöcke und den Goldlack nicht so verderbt," sagte der Bauer, und so hinterging er diese und alle, die noch nachkamen, und hat auf diese Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kaiser Franz, den Kaiser Joseph, die Kaiserin Maria Theresia und den allerhöchstseligen Herrn Leopold den Ersten gerettet und glücklich im Land behalten.

---

35. Von Recht und Freiheit.

Um Recht und Freiheit ist es etwas, und du magst dich drum mannlich wehren, und, falls es not thut, auch totschlagen lassen. Aber zu bedenken ist dabei, daß der Nachbar, sei's ein niederer oder höherer oder gleicher, auch sein Recht und seine Freiheit habe, und daß du Fremdes respektieren müssest wie Eigenes, zufolge dem Gebote: Liebe den Nächsten wie dich selbst. — Davon könnte ich dir Exempel genug vorhalten aus der Weltgeschichte. Es thut's aber auch aus einer Stadt- und Hausgeschichte. — Ein Herr von Adel wohnte in einem Hause zur Miete im ersten Stock. Der war ein sonderlicher Liebhaber der Jagd; und wenn er des Tags zu Feld und Wald sich herumgethan mit seinen Hunden, so hielt er des Abends noch ein Nachspiel der Jagd in seinen Zimmern, die Hunde hetzend auf einen ausgestopften Hasen, um sie abzurichten. Das war denn ein Mordlärm. Nun wohnte über ihm, im zweiten Stocke, ein gelehrter Herr, der auch jagte, aber nicht nach Wild, sondern nach Wissenschaft, welche Stille und Ruhe haben will. Der ließ seinen Herrn Nachbar höflich bedeuten, er möchte den Höllenspektakel einstellen, oder der Teufel solle ihn holen. Worauf der edle Herr erwiderte, er habe das Recht und die Freiheit, in seiner Wohnung zu thun, was er wolle. Was geschieht? Des andern Tages, als der Junker eben wieder seine Jagd hatte mit Hallo! und Hussa! und die Hunde ihr möglichstes thaten mit Gebell und Geheul, da überraschte unsern Jagdliebhaber plötzlich ein Regen unter Dach und Fach. Was ist das? fragte er zuerst sich selbst, dann den Kammerdiener, dann den gelehrten Herrn droben im obern Stock. Der sagte, indem er ihm sein überschwemmtes Zimmer wies: „Herr, Sie *jagen*, wie ich höre, und ich, wie Sie sehen, ich *fische*. Was nun dem einen recht ist, das ist doch dem andern billig?" — Von der Zeit an stellte jener das Jagen ein, und dieser das Fischen im Hause, und

Digitized by Google

beide wohnten fortan zusammen als freundschaftliche Nachbarn, unbeschadet ihres rechten Rechtes und ihrer wahren Freiheit.

36. Die Weisheit auf der Gasse.

Es lebte zur Zeit, da man noch die Weisheit auf der Gasse lehrte, in einer Stadt ein Mann, der wegen seiner Rechtschaffenheit im Handel und Wandel ebenso geachtet, als wegen der Weisheit in seinen Reden und Räten bewundert wurde. Seine Worte zeichneten sich aber dadurch aus, daß sie die Wahrheit gleichsam in einer Nuß enthielten, und es mußte die Schale erst gebrochen werden, ehe denn der Kern gewonnen werden konnte. — Als zum Beispiel: Eines Tages fragte ihn jemand, was ratsamer und für das Seelenheil ersprießlicher sei, die Welt zu verlassen, oder in der Welt zu bleiben. Dem antwortete er: „Es ist keines an sich selbst ratsam, wohl aber beides zugleich." Auf die weitere Frage, wie er dies meine, sagte er: „Ich meine, daß wir in der Welt leben sollten, als lebten wir nicht in der Welt. Willst du wissen, wie? Wenn wir in die Ereignisse der Welt tüchtig eingreifen, ohne die Gesinnungen der Weltmenschen anzunehmen." — Ein anderes Mal ward er befragt, was vorzuziehen sei, um Geld und Gut sorglich zu werben, oder sich nicht darum zu bekümmern. Dem antwortete er: „Eines ist so schlimm wie das andere; löblich und recht ist es aber, eines ums andere zu thun." Auf die Frage, wie dies zu machen sei, sagte er: „Spare in der Zeit, so hast du in der Not, und versag dir selbst den Überfluß, damit du dem Bedürfnis anderer abhelfen mögest." — Zu einer andern Zeit stellte man die Frage an ihn, was zu thun sei, um im Guten zuzunehmen und vom Bösen abzulassen. Da war seine Antwort: „Nichts und alles." Und auf die weitere Frage, wie das zu verstehn sei, sagte er: „Der Mensch muß alles thun; er muß reuten und pflanzen und begießen; — er thut aber damit doch nichts, denn Gott allein giebt das Gedeihen." — Auf diese Art pflegte er jedem über jedes zu antworten, worüber man ihn befragte; und es war zwar nur kleine, aber gute Münze, die er zum Almosen gab auf der Gasse.

37. Die drei Diebe.

Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt.

Der Zundelheiner und der Zundelfrieder trieben von Jugend auf das

Digitized by Google

Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter kopuliert war, nämlich mit dem Strick, und ein Schulkamerad, der rote Dieter, hielt's auch mit und war der jüngste. Doch mordeten sie nicht und griffen keine Menschen an, sondern visitierten nur so bei Nacht in den Hühnerställen und, wenn's Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenn's aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich untereinander mit allerlei Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiter zu kommen. Einmal im Wald sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Nest sitzen, denkt, er hat Eier, und fragt die andern: „Wer ist imstand und holt dem Vogel dort oben die Eier aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?" Der Frieder, wie eine Katze, klettert hinauf, naht sich leise dem Nest, bohrt langsam ein Löchlein unten drein, läßt ein Eilein nach dem andern in die Hand fallen, flickt das Nest wieder zu mit Moos und bringt die Eier. — „Aber wer dem Vogel die Eier wieder unterlegen kann," — sagte jetzt der Frieder, „ohne daß es der Vogel merkt!" Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langsam die Eier unterschob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne daß es der Heiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beiden andern sagten: „Der Frieder ist ein Meister." Der rote Dieter aber sagte: „Ich sehe schon, mit euch kann ich's nicht zugleich thun, und wenn's einmal zu bösen Häusern geht und der Unrechte kommt über uns, so ist's mir nimmer angst für euch, aber für mich." Also ging er fort, wurde wieder ehrlich und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich. Im Spätjahr, als die zwei andern noch nicht lang auf dem Roßmarkt ein Rößlein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn sie hatten gehört, daß er ein Schwein geschlachtet, und wollten ein wenig achtgeben, wo es liege. Es hing in der Kammer an der Wand. Als sie fort waren, sagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die Küche tragen und die Mulde drauf decken, sonst ist es morgen nimmer unser." In der Nacht kommen die Diebe, brechen, so leise sie können, die Mauer durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, steht auf, geht um das Haus und sieht nach. Unterdessen schleicht der Heiner um das andere Eck herum ins Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Mannes Stimme an und sagt: „Frau, die Sau ist nimmer in der Kammer." Die Frau sagt: „Schwätz nicht so einfältig! Hast du sie nicht selber in die Küche unter die Mulde getragen?" „Ja so," sagte der Heiner, „drum bin ich halb im Schlaf,"

Digitized by Google

und ging, holte das Schwein und trug es unbeschrieen fort, wußte in der finstern Nacht nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird schon kommen an den bestellten Platz im Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam und nach dem Säulein greifen will, „Frau," rief er, „jetzt haben's die Galgenstricke doch geholt." Allein so geschwind gab er nicht gewonnen, sondern setzte den Dieben nach, und als er den Heiner einholte (er war schon weit vom Hause weg) und als er merkte, daß er allein sei, nahm er schnell die Stimme des Frieders an und sagte: „Bruder, laß jetzt mich das Säulein tragen, du wirst müde sein." Der Heiner meint, es sei der Bruder und giebt ihm das Schwein, sagt, er wolle vorausgehn in den Wald und ein Feuer machen. Der Dieter aber kehrte hinter ihm um, sagte für sich selber: „Hab' ich dich wieder, du liebes Säulein?" und trug es heim. Unterdessen irrte der Frieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer sah, und kam und fragte den Bruder: „Hast du die Sau, Heiner?" Der Heiner sagte: „Hast du sie denn nicht, Frieder?" Da schauten sie einander mit großen Augen an und hätten kein so prasselndes Feuer von buchenen Spänen gebraucht zum Nachtkochen. Aber desto schöner prasselte jetzt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verhauen und Kesselfleisch über das Feuer gethan. Denn der Dieter sagte: „Frau, ich bin hungrig, und was wir nicht beizeiten essen, holen die Schelme doch." Als er sich aber in einen Winkel legte und ein wenig schlummerte und die Frau kehrte mit der eisernen Gabel das Fleisch herum und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf so seufzte, kam eine zugespitzte Stange langsam durch das Kamin herab, spießte das beste Stück im Kessel an und zog's herauf; und als der Mann im Schlaf immer ängstlicher winselte und die Frau immer emsiger nach ihm sah, kam die Stange zum zweitenmal; und als die Frau den Dieter weckte: „Mann, jetzt wollen wir anrichten," da war der Kessel leer, und wär' ebenfalls kein großes Feuer nötig gewesen zum Nachtkochen. Als sie aber beide schon im Begriff waren, hungrig ins Bett zu gehn, und dachten: Will der Henker das Säulein holen, so können wir's ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab durch das Loch der Mauer in die Kammer, und aus der Kammer in die Stube, und brachten wieder, was sie gemaust hatten. Jetzt ging ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man scherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es sei das letzte Mal, und war guter Dinge, bis der Mond im letzten Viertel über das Häuslein wegging und zum zweitenmal im Dorf die Hahnen krähten und von weitem der Hund des Metzgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des roten Dieter sagte: „Jetzt ist's einmal

Digitized by Google

Zeit ins Bett," kamen die Strickreiter von wegen des gestohlenen Rößleins und holten den Zundelheiner und den Zundelfrieder in den Turm und in das Zuchthaus.

38. Wie der Zundelfrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam.

Eines Tages, als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte und dachte: „Ich will so früh den Zuchtmeister nicht wecken," und als schon auf allen Straßen Steckbriefe voran flogen, gelangte er abends noch unbeschrieen an ein Städtlein an der Grenze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, wer er sei und wie er heiße und was er im Schilde führe, „könnt Ihr polnisch?" fragte herzhaft der Frieder die Schildwache. Die Schildwache sagt: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja! aber Polnisch bin ich noch nicht darunter gewahr worden." — „Wenn das ist," sagte der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegeneinander explizieren können." Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Thor sei? Die Schildwache holt den Thorwächter, es sei ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht explizieren könne. Der Thorwächter kam zwar, entschuldigte sich aber zum voraus, viel polnisch verstehe er auch nicht. „Es geht hier zu Land nicht stark ab," sagte er, „und es wird im ganzen Städtel schwerlich jemand sein, der kapabel wäre, es zu dolmetschen." — „Wenn ich das wüßte," sagte der Frieder und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, so wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kommt der Mond." Der Thorhüter sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am besten, wenn Ihr gerade durchpassiertet, ohne Euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß," und war froh, daß er seiner los ward. Also kam der Frieder glücklich durch das Thor hinein. Im Städtlein hielt er sich nicht länger auf, als nötig war, einer Gans, die sich auf der Gasse verspätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänse," sagte er, „ist keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, wenn's Abend ist, ins Haus oder unter gute Aufsicht." Und so packte er sie mit sicherem Griff am Hals, und mir nichts, dir nichts unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das andere Thor gelangte und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte von dem Schilderhaus, als sich inwendig der Söldner rührte, schrie der Frieder mit herzhafter Stimme: Wer da? Der Söldner antwortete in aller Gutmütigkeit: Gut Freund! Also kam der Frieder wieder glücklich zum Städtlein hinaus und über die Grenzen.

Digitized by Google

39. Wie der Zundelfrieder und sein Bruder dem roten Dieter einen Streich spielen.

Als der Zundelheiner und der Zundelfrieder wieder aus dem Turm kamen, sprach der Heiner zum Frieder: „Bruder, wir wollen den roten Dieter besuchen, sonst meint er, wir sitzen noch immer fest.“ „Wir wollen ihm einen Streich spielen,“ sagte der Frieder zum Heiner, „ob er's merkt, daß wir's sind.“ Also empfing der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift: „Roter Dieter, seid heute nacht auf Eurer Hut, denn es haben zwei Diebsgesellen eine Wette gethan: einer will Eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe weg holen, und Ihr sollt es nicht hindern können.“ Der Dieter sagte: „Da sind zwei rechte Spitzbuben aneinander. Der eine wettet, er wolle das Leintuch holen, und der andere macht den Bericht, damit sein Kamerad die Wette nicht gewinnt. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Heiner und der Frieder im Zuchthaus sitzen, so wollt' ich glauben, sie seien's.“ In der Nacht schlichen die Schelme durch das Hanffeld heran. Der Heiner stellte eine Leiter ans Fenster, also daß der rote Dieter es wohl hören konnte, und steigt hinauf, schiebt aber einen ausgestopften Strohmann vor sich her, der aussah wie ein Mensch. Als inwendig der rote Dieter die Leiter anstellen hörte, stand er leise auf und stellte sich mit einem dicken Bengel neben das Fenster, denn „das sind die besten Pistolen,“ sagte er zu seiner Frau, „die sind immer geladen;“ und als er den Kopf des Strohmanns heraufwackeln sah und meinte, der sei es, riß er schnell das Fenster auf und versetzte ihm einen Schlag auf den Kopf aus aller Kraft, also daß der Heiner den Strohmann fallen ließ und einen lauten Schrei that. Der Frieder aber stand unterdessen mausstill hinter einem Pfosten vor der Hausthüre. Als aber der rote Dieter den Schrei hörte und es war alles auf einmal still, sagte er: „Frau, es ist mir, die Sache sei nicht gut, ich will doch hinuntergehn und schauen, wie es aussieht. Indem er zur Hausthüre hinaus geht, schleicht der Frieder, der hinter dem Pfosten war, hinein, kommt bis vor das Bett, nimmt wieder, wie in der vorigen Erzählung, als sie das Säulein stahlen, des roten Dieters Stimme an, und es ist wieder ebenso wahr. „Frau,“ sagte er mit ängstlicher Stimme, „der Kerl ist maustot, und denk nur, es ist des Schultheißen Sohn. Jetzt gieb mir geschwind das Leintuch, so will ich ihn darin forttragen in den Wald und will ihn dort einscharren, sonst geht's zu bösen Häusern.“ Die Frau erschrickt, richtet sich auf und giebt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, so kommt der rechte Dieter wieder und sagt ganz getröstet: „Frau, es ist nur ein dummer Bubenstreich gewesen, und der Dieb ist von Stroh.“ Als aber die Frau

Digitized by Google

ihm fragte: „Wo hast du denn das Leintuch?“ und lag auf dem bloßen Spreuersack, da gingen dem Dieter erst die Augen auf, und sagte: „O, ihr vermaledeiten Spitzbuben! Jetzt ist's doch der Frieder gewesen und der Heiner und kein anderer.“

Aber auf dem Heimweg sagte der Frieder zum Heiner: „Aber jetzt, Bruder, wollen wir's bleiben lassen. Denn im Zuchthaus ist doch auch alles schlecht, was man bekommt, ausgenommen die Prügel, und zum Fensterlein hinaus auf der Landstraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht aussieht, als wenn man gern dran hängen möchte.“ Also wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner sagte: „Ich geb's noch nicht auf.“

40. Der Heiner und der Brassenheimer Müller.

Eines Tages saß der Heiner ganz betrübt in einem Wirtshaus und dachte daran, wie ihn zuerst der rote Dieter und darnach sein eigener Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. „Nein,“ dachte er, „es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meint, es sei einer noch so ehrlich, so ist er ein Spitzbube.“ Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirtshaus und trinken Neuen, und „wißt ihr auch,“ sagte einer, „daß der Zundelheiner im Land ist und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehn auf dem Anstand?“ Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn einer und jetzt sei er verraten. Ein anderer aber sagte: „Es ist wieder einmal ein blinder Lärm. Sitzt nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollenstein im Zuchthaus?“ Drüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Brassenheimer Müller mit roten Pausbacken und kleinen freundlichen Augen dahergeritten. Und als er in die Stube kam und thut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen, Bescheid und hört, daß sie von dem Zundelheiner sprechen, sagt er: „Ich hab' schon so viel von dem Zundelheiner erzählen gehört. Ich möcht' ihn doch auch einmal sehen.“ Da sagte ein anderer: „Nehmt Euch inacht, daß Ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sei wieder im Land.“ Aber der Müller mit seinen Pausbacken sagte: „Pah! ich komm' noch bei guter Tageszeit durch den Fridstädter Wald, dann bin ich auf der Landstraße, und wenn's fehlen will, geb' ich dem Schimmel die Sporen.“ Als das der Heiner hört, fragte' er die Wirtin: „Was bin ich schuldig?“ und geht fort in den Fridstädter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Mensch. „Gebt mir für ein Käsperlein Eure Krücke,“ sagte er zu dem lahmen Soldaten. „Ich habe das linke Bein

Digitized by Google

übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich darauf treten muß. Im nächsten Dorf, wo Ihr abgeladen werdet, macht Euch der Wagner eine neue.“ Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehn zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das Reiterlied. Wie er in den Fridstädter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon weg an die Straße, und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. Drüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller dahertrottiert und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?“ Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, sagt der Heiner mit kläglicher Stimme: „Wolltet Ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen lahmen Mann? Zwei betrunkene Soldaten, sie werden Euch wohl begegnet sein, haben mir all mein Almosen abgenommen und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert, und sie ist an den Ästen hängen blieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wollt Ihr nicht so gut sein und sie mit Eurer Peitsche herabzwicken?“ Der Müller sagte: „Ja, sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie haben gesungen: So herzig wie mein Liesel ist halt nichts auf der Welt!“ Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baume mußte, so stieg er von dem Roß ab, um die Krücke herabzuzwicken. Als er aber an dem Baum war und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, giebt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Laßt Euch das Gehn nicht verdrießen,“ rief er dem Müller zurück, „und wenn Ihr heim kommt, so richtet Eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundelheiner!“ Als er aber eine Viertelstunde nach Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam und alle Räder klapperten, daß ihn niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Hausthüre an und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

41. Der Federviehhof.

Das Schloß lag auf einem Hügel mit der Aussicht nach dem Park und dem fernen Flusse. Aber es wurde nur selten von dem fürstlichen Eigentümer bewohnt; die Verwaltung war einem tüchtigen Landmanne übergeben, dessen Musterwirtschaft schon seit Jahren der Stolz der Gegend war. Auch die jungen Leute, die bei ihm die Landwirtschaft lernen sollten, waren stolz darauf, solchen Lehrer zu haben. Freilich mußten sie tüchtig arbeiten

Digitized by Google

und waren nicht im Schloß einlogiert, sondern mußten im Inspektorhause bescheiden vorlieb nehmen, und Fritz und Ferdinand sprachen oft über die ungleiche Verteilung der Glücksgüter. „Das beste Geschäft bleibt immer, wenn man von seinem Vater ein großes, schönes Gut geschenkt bekommt," war Fritzens Ansicht, „dann lasse ich mir die Landluft gefallen. Aber den besten Teil seines Lebens aus der Dachstube des Inspektorhauses auf die schöne Gegend des Federviehhofes sehen müssen — nein, da muß ich danken!" Es ist wahr, die Aussicht vom Schloß nach dem Park war schöner. Auch blühten und dufteten auf dem Hühnerhofe unter ihren Fenstern weder Rosen noch Veilchen noch Jasmin. Dazu kam, daß das wirtschaftliche Kleinleben des Hofes die jungen Leute wenig interessierte, die, wie der Herr Verwalter selbst, Hühnerhof und Garten den Frauenzimmern überließen. Wenn der Gärtner rühmte: „Herr, es giebt Zwetschgen, daß die Bäume brechen," oder wenn die Haushälterin ihre Stimme erhob: „Herr Verwalter, Gemüse kriegen wir, Erbsen, Stangenbohnen, Kraut und liebe Zwiebelchen — nicht zu sagen, wie viel, Herr Verwalter," — da zeigte auch der alte Herr nur wenig Teilnahme für diesen Zweig der Landwirtschaft. Der Stand des Getreides war und blieb die Hauptsache. „Haben aber die Nachbarn das junge Gemüse eher auf dem Tisch, dann brummt mein guter Mann doch," sagte die Frau Verwalterin.

„Das ist auch nur für die Hühner," war eine Redensart der jungen Leute, um über etwas recht geringschätzig abzusprechen; wo aber der Förster fluchte: „So ein Halunkenkerl ist nicht den Pfropfen auf dem Schusse wert," da brandmarkte Fritz diesen äußersten Grad sittlicher Verlorenheit mit einem noch verächtlicheren Bilde: „Der ist zu schlecht, um von den Enten zu Tode getrampelt zu werden." Die Enten ließen sich das aber wenig anfechten, sondern lebten herrlich und in Freuden, beglückt durch die Nähe eines Teiches und einer Abzugsgosse. Mit ihren breiten, so kunstreich von der Natur gebildeten Filtrierschnäbeln schlürften sie im Spülicht und Schlamm herum, während Brust und Kropf von Zeit zu Zeit die zum Bad und Trunk zugleich dienende Flüssigkeit aufrührten, damit die köstliche Mischung von dick und dünn sich nicht zu nüchtern abkläre und verwässere. Den guten Tieren glänzten die kleinen schwarzen Fettäuglein so recht von Wohlbehagen; ihnen war zu Mut wie im Entenhimmel. Und diese glückliche Seelenstimmung hatte auch auf ihre körperliche — Mästung den günstigsten Einfluß.

War das Geschlecht der Enten immer stark vertreten, so wurden die Gänse dagegen erst im Herbst in Menge von den Bauerdörfern aufgekauft. Denn sie sind dem Landwirt ein Greuel auf der Weide, die ihre Spur für

Digitized by Google

jedes Tier verdirbt. Nur ein paar Stammexemplare duldete der Verwalter das ganze Jahr hindurch seiner Frau zuliebe, und damit auf dem Teiche mehr Abwechslung sei. In frühester Jugend sahen die Gänslein mit ihrem wolligweichen, graugelben Gefieder wie eine fabelhafte Mischlingsrasse von Kanarienvögeln und Wasserratten aus. Aber glänzendes Weiß schmückte das Federkleid der stattlich herangewachsenen Schwimmvögel. Dann watschelten sie bald schwerfällig über das feste Land, schnatternd, Gras und Kraut von der Erde abrupfend und hinterher säuberlich den Schnabel schüttelnd, bald sahen sie mit schiefem blinzelndem Aufblick gen Himmel, ob auch der Stoßvogel nicht drohe, — bald ruderten sie über die Wasserfläche hin, oder sie standen nach der Schwimmfahrt am Ufer und musterten und putzten den ganzen Körper, Brust, Rücken und Flügel, mit einer reptilartigen Geschwindigkeit des Halses, welche der des Schwanenhalses wenig nachstand.

Der Welschhahn, mit einem Büschel schwarzer Haare auf der männlichen Brust, hatte leider seinen beständigen Ärger, und wenn er kollerte, blies er sich puffend auf, schrammte mit dem einen Flügel an der Erde und schlug Rad, indem sich das zornige Tier um sich selbst drehte, gleichsam als wolle er mit Unparteilichkeit dieser schlechten Welt nach allen Seiten hin den Spiegel seiner gerechten Nichtachtung zeigen. Dazwischen ging er der Nahrung nach oder verschlaug zur Kräftigung seines schwachen Magens große Körner Grobsand. Sein vorzüglichstes Tagesgeschäft blieb immer, sich zu ärgern. Ihn ärgerte alles, was nur auf dem Hofe passierte; der Welschhahn fühlte sich gedrungen, die Sache stets so aufzufassen, als geschehe sie nur zu seiner persönlichen Kränkung. Kam ein Wagen und man hörte das weniger laut, so lange die Räder auf dem Sommerwege blieben, aber beim Vorfahren auf dem Steinpflaster rasselte es stark, sogleich war der Welschhahn Feuer und Flamme und goß seine volle Galle aus über die allgemeine Freude des Empfangs, wenn es auch liebe, herzlich willkommene Gäste waren. Ging die stets lustige Lisbeth singend mit dem Wassereimer zum Brunnen, das war ihm ein Greuel. Scheuerte aber die mehr stille Susanna vor der Thür ihr Küchengerät blendend rein, und das mußte sie doch, sonst gab's Schelte von der Haushälterin — da hätte der Welschhahn bersten mögen vor Ingrimm über den roten Rock, den sie unter ihrem Mieder von grobem grünen Tuche trug. Pfiffen nun gar die Buben des Verwalters, so war der Segen vollends aus; der blaue Nasenquast schwoll ihm länger und länger, und immer erbitterter eiferte er: „Gull, gull, gull!" Am liebsten wäre er den Burschen auf die Köpfe geflogen. Allein die hatten keine Furcht, sondern pfiffen nur um so mehr, je mehr er sich erboste, und in diesem Fall war die Annahme des Beleidigten, daß es absichtlich ihm zum Possen geschehe,

Digitized by Google

nicht unbegründet. Gar oft ließ sich aber eine bestimmte Ursache seines Verdrusses nicht erkennen, sondern allem Anschein nach ärgerte sich der Puter nur des Ärgers willen, wie das wohl hin und wieder auch bei Menschen vorkommt.

Die zierlich weiß und grau gefleckten Perlhühner waren hübsche Tiere, doch von unliebenswürdiger Gemütsart, wie ihre Landsleute, die Cochinchina-Hähne, und noch händelsüchtiger. Ihrem streitbaren knatternden Rufe folgte nur zu rasch die kriegerische That. Ach, ihr Stammverwandter, der wachsame Verkünder des anbrechenden Morgens, der biedre Haushahn, mußte es zu seiner peinlichsten Überraschung erfahren! Dieser hatte bis dahin, daß die Perlhühner angeschafft wurden, ein mildes und gerechtes Regiment über das gesamte Volk der Hühner geführt. Eine zahlreiche Gesellschaft schöner Hennen umgab ihn, und ungeachtet des täglichen Eierverbrauchs im Hause fehlte ihm nicht der anmutige Segen des Familienglücks. Der Hahn that zwar zuweilen, als gingen ihn die Küchlein nichts an, sondern er lockte die Lieblingshenne und scharrte und kratzte nach Würmern für sie, daß der goldfarbne Federbehang seiner breiten Brust, die stolze Helmzier des roten Wackelkammes und das Gefieder seiner stämmigen Keulen nur so zitterte. Aber das väterliche Herz lachte ihm doch im Leibe beim Anblick des muntern Treibens, wenn die Kleinen ihr Futter erhielten — gehackte junge Nesseln mit süßem Käse oder eine Handvoll Grütze, die die Kinder über sie ausstreuten. Das war ein Kribbeln und Krabbeln, ein Laufen und Fliegen, Hüpfen, Drängen, Sammeln und Picken ohne Ende! Selbst durch die ihnen zum Saufen hingestellte Schale mit Wasser rannten sie, stießen sie halb um oder schleppten schwarze Erde hinein. Wuchsen die Küchlein nun heran und es kamen Streitigkeiten unter ihnen vor, da schritt der alte Hahn ein und setzte dem, der angefangen hatte, den Kopf zurecht, ohne sich mehr zu ereifern, als nötig war zu gehöriger Wirksamkeit der Strafe, und mit demselben Gefühl überlegener Würde duckte er gelegentlich einen der jüngeren Hähne, der sich sein hausväterliches Mißfallen zugezogen hatte. So war es vordem gewesen, aber es sollte ganz anders kommen!

Der Hahn war auch Wetterprophet; wenn er krähte, dann regnete es manchmal, und manchmal regnete es nicht. Aber schwerlich hatte er voraussehen können, was er jetzt erdulden mußte. Der Perlhahn fing stets Krieg mit ihm an und trieb ihn nach kurzer Gegenwehr regelmäßig in die Flucht. Alle Küchenmägde nahmen für den Haushahn Partei gegen den Perlhahn, den sie ein verwünschtes buckliges Tier nannten. Das machte ihm freilich wenig Eindruck, nur wenn Susanna, ohne viel Worte zu machen, ein Holzscheit nach ihm hinschleuderte, dann ergriff er die Flucht. Erst sein

Digitized by Google

Tod stellte den Frieden auf dem Hofe wieder her, und als er gebraten auf den Tisch kam, wurde er mehr gelobt als je bei seinem Leben. Der Haushahn aber regierte von da an in Frieden weiter.

---

42. Regenwetter.

Seit Wochen war unter den Landleuten die erste Frage: Haben Sie Regen gehabt? Wenn auch die Saaten schön standen, Regen hatten sie nötig, und wenn es nur einige Tage geregnet hätte, so konnte die Sonne nachher, zur Heuernte, wieder scheinen, da wäre sie willkommen gewesen. Schon manchmal waren Wolken aufgestiegen, aber stets vorbeigezogen. Heut war aber die Schwüle zu drückend; wenn es heut wieder nicht zu einem ordentlichen Gewitter kam, mußten alle Zeichen trügen.

Als der Verwalter, der über das Feld ritt, Ferdinand begegnete und einige Worte mit ihm sprach, war dessen Pferd kaum im Stehn zu erhalten; es trat unruhig hin und her, schlug mit den Füßen unter den Leib, warf den Kopf, daß der Schaum vom Gebiß flog, oder suchte sich der lästigen Stechfliegen durch ein Schaudern der Haut zu erwehren.

Es war windstill, und kam einmal ein Luftzug, so brachte er doch keine Erquickung, die Luft hatte auch dann etwas Mattes und Schlaffes wie lauwarmes Wasser. Die bestäubten Blätter der Weiden sträubten sich wohl ein wenig auf und zeigten ihre silbergraue Kehrseite, fielen aber sogleich in die frühere träge Ruhe zurück, wie mißmutig, daß sie vergebens auf Kühlung gehofft. Nur das Espenlaub, das ewig bewegliche, zitterte fort und fort an seinen schwankenden Stielen. Die Sonne hielt sich hinter den Wolken, die Landschaft sah in ihrer schattenlosen Beleuchtung sehr langweilig aus; selbst das Summen der nie rastenden Bienen klang verdrossen. Nur mit halber Stimme zwitscherte ein Goldammer seine eintönige Weise, und die Unken im Teich antworteten ihm. Ferdinand ging nach Hause; schnell hatte er den Rock ausgezogen, den Strohhut fortgeschleudert und sich, so lang er war, hingestreckt. Der Schweiß stand auf seiner Stirn, deren Weiße gegen das übrige braun verbrannte Gesicht grell abstach. Eben wollten dem Ermatteten die Augen zufallen, da ging plötzlich ein starker Zug durch das Zimmer, der vom offnen Fenster kam und die lose umherliegenden Papiere vom Tische wehte. Die Wetterfahne kreischte, die Schwalben flogen niedrig mit schwirrendem Geschrei hin und her. Aha, sagte Ferdinand, indem er sich aufraffte; am Ende wird's was! Bald danach rollte der erste Donner, und

Digitized by Google

nach kurzem zuckte durch das jetzt verdüsterte Tageslicht der blendende Schein des Blitzes, der vorhin noch nicht zu sehen war.

Das Blöken der Schafe ließ sich eine Weile später hören, immer lauter und näher klingend. „Wenn der Schäfer eintreibt, das ist untrüglicher als alles andre.“ Der Schäfer, den Stab in der Hand, ging vorauf; umschwärmt von seinem treuen Hunde folgte die Herde. Die Tiere schienen furchtsam und drängten wirr durcheinander in den Stall unter Dach und Fach; es bedurfte umsichtiger Leitung, daß keine Unordnung entstand. Wiederum fuhr ein Wirbelwind daher und jagte eine Staubwolke auf, Thüren und Fensterladen wurden klappend zugeworfen. Nun kamen auch die Schweine zurück, hurtig im kurzen Galopp, sie hatten die höchste Eile, die Gefahr eines drohenden Regenbades schien für ihren Reinlichkeitssinn etwas Beängstigendes zu haben. Es wurde dunkler und dunkler. Abermals Blitz und Donner, und nun fing es auf dem leichten Dache der Vorhalle zu klappern an, nicht sehr laut, etwa so, als wenn noch weiche grüne Erbsen draufschlügen. Doch dem Ohr des Landmannes klang es lieblicher als die schönste Musik — die ersten Tropfen fielen. Bald wurde das Klappern zum Rauschen. Die lange entbehrte Feuchtigkeit hauchte eine köstliche Frische aus, selbst der Geruch des gelöschten Staubes war angenehm, unwillkürlich atmete jede Brust tiefer auf. Auch in dem Blechrohr der Dachrinne gluckerte es jetzt und zwar mit so überstürzender Hast, als verschluckte sie sich im ersten Eifer.

Ferdinand stand am Fenster, blickte voll Freude hinaus. „Jetzt kommt es ordentlich!“ Es goß wie aus der Brause; er öffnete das Fenster und rief den Knecht an, der mit einem einspännigen Karren angejagt kam. Der hielt auch sofort still, obwohl er für seine Person ebenso gern weitergefahren wäre und noch ein paar Fäden am Leibe trocken in den Stall gebracht hätte. „Seid ihr fertig geworden?“ „Noch gerade, wir schmissen eben die letzte Fuhre ab.“ „Es ist gut.“ Der Karren rasselte davon, und Ferdinand machte das Fenster wieder zu, erfreut, daß der abgelassene Weiher noch vorher bis auf den letzten Spatenstich ausgemodert war. Indes hatten sich die Gewitterwolken verteilt, das Wetter war vorübergezogen, und helles Grau bedeckte den Himmel. Aber der Regen hörte nicht auf, und die Landleute lobten ihn, und erklärten: Das ist das reine Gold, was jetzt vom Himmel herab fällt; es ist der richtige Landregen.

UNIV. OF CALIFORNIA
Digitized by Google

43. Die Ameise.

Mancher glaubt, er kenne unsre Ameisen, weil er sie im Walde hat umherlaufen sehen, vielleicht auch einmal aus Versehen einem ihrer Haufen zu nahe kam und von ihnen gebissen worden ist. Wenn man aber erzählt, daß die Ameisen Viehzucht treiben und ihre Kühe melken, so lachen die meisten über das Märchen, das doch keines ist. Die Blattläuse, diese Plage unsrer Gärten, sondern eine Art von Honig aus eignen Röhrchen am Hinterleibe aus, der oft als sog. Honigtau die Pflanzen überzieht und dem die Ameise begierig nachgeht. Findet sie ihn aber nicht auf den Blättern, so stellt sie sich hinter die Blattlaus und berührt ihren Hinterleib mit ihren Fühlern so geschwind, als wollte sie Klavier auf ihr spielen, dann giebt dieselbe sogleich einen Tropfen Saft von sich, den die Ameise verschluckt. Dann geht sie zu einer andern Blattlaus, um sie auch zu melken, und fährt so fort, bis sie gesättigt ist. Für dies Lieblingsfutter zeigen sich die Ameisen wieder ihrerseits dankbar, indem sie die Blattläuse sichtlich schützen; kommt man diesen zu nah, so geraten sie in Zorn, und beißen nach der Hand, spritzen auch wohl ein Tröpfchen ihres ätzenden Saftes aus. Ein schwedischer Naturforscher begegnete einmal einer kleinen schwarzen Sandwespe, die eine Blattlaus zum Futter für ihre Brut forttrug. Eine Ameise versuchte vergebens die Befreiung der Freundin, bald aber kamen mehr Ameisen und jagten dem schwarzen Räuber die Beute ab.

Wenn die Blattläuse von den Ameisen als Weidevieh benutzt werden, das sie melken und dem sie auch in Fährlichkeiten wohl helfen, das sich aber seine Nahrung doch selbst suchen muß, so ist das merkwürdig genug. Aber noch merkwürdiger ist, daß sie sich Haustiere des Nutzens wegen halten, die sich nicht selbst ernähren, sondern von ihnen gefüttert werden. In ihren Wohnungen lebt ein kleiner schwarzer Käfer, der, ähnlich wie die Blattlaus, von ihnen beleckt und gemolken wird. Aber dafür bringen die Ameisen den Käfern Honig, Obst oder was sie sonst Gutes gefunden haben, in ihrem Munde mit und füttern sie damit wie eine Vogelmutter ihre Jungen. Freilich sind die armen Tiere auch auf fremde Hilfe angewiesen, denn sie sind blind und würden draußen in der Welt sich nicht zu helfen wissen. In den dunkeln Gängen des Ameisenhaufens aber sind sie an ihrem Platz und machen sich nützlich.

Digitized by Google

44. Der Kohlweißling.

Jedes Kind kennt den weißen Schmetterling, der besonders im Juli und August in Feldern und Gärten in großer Zahl zu finden ist. Viele werden auch wissen, daß er aus der gelbgrünen Raupe mit schwarzen Tupfen entsteht, die oft in unsern Kohlfeldern so gründlich aufräumt, daß im Herbst nur noch die Rippen der Blätter übrig sind. Es giebt unter Tigern und Haifischen kein so gefräßiges Ungeheuer als solche Raupe; denn in 24 Stunden verzehrt sie mehr als das Doppelte ihres eigenen Gewichts. Deshalb nimmt sie auch so schnell zu, daß ihr Kleid ihr viermal in ihrem kurzen Leben zu eng wird und sie im eigentlichen Sinne des Wortes aus der Haut fährt; freilich weiß sie, daß gleich eine andre darunter sitzt. Etwa nach zwanzig Tagen ist sie ausgewachsen. Dann hört sie auf mit Fressen und sucht sich einen Baum, eine Mauer oder Planke, um ein besseres Winterquartier zu finden als die zernagte Kohlpflanze und sich dann zu verpuppen. Wer ihr gesagt hat, daß es Winter wird, wissen wir nicht. Von Vater und Mutter hat sie es nicht erfahren; die waren schon tot, als sie aus dem Ei auskroch.

Wo ein Kohlfeld in der Nähe eines Hauses liegt, findet man im September oft die ganze Mauer besetzt mit Puppen des Kohlweißlings, und neben den meisten Puppen liegt noch ein Häufchen gelber Körperchen, die das Volk meist für Raupeneier hält, trotzdem keine Raupe Eier legen kann. Es sind Puppen der Schlupfwespe, der schlimmsten Feindin der Raupen. Die kleine Wespe setzt sich auf die Raupe und bringt mit dem Legestachel ihr ein oder mehrere Eier in den Körper, aus denen bald kleine Larven auskriechen und sich von dem überflüssigen Fett der Raupe ernähren, die ruhig weiter frißt. Ist die Raupe bis zum Verpuppen, so schlüpfen die Larven heraus und verpuppen sich gleich nebenan und kriechen im Frühjahr auch als Wespen aus, die Raupe aber muß sterben. Keinen Kohlkopf würden wir vor den gefräßigen Gästen mehr bewahren können ohne die Hilfe der Schlupfwespen, und doch wissen viele Gärtner nicht, wie viel Dank sie ihnen schuldig sind.

Wenn jemand auch Tausende von Raupen zusammen in einem Kohlfelde gesehen hat, so wird er doch nicht für möglich halten, daß einmal ein Eisenbahnzug durch sie zum Stehen gebracht ist. Ein Naturforscher erzählt uns dies sonderbare Ereignis folgendermaßen: Im Jahre 1854 reiste ich von Brünn nach Prag. Der Zug fing an auffallend langsamer zu gehn und endlich stand er auf freiem Felde vollständig still. Die Beamten versammelten sich lachend bei der Lokomotive, und neugierig stieg auch ich mit

Digitized by Google

meiner Tochter aus, um zu sehen, was uns aufhielt. Aber ich wollte meinen Augen kaum trauen, als ich das Hindernis erkannte. Was einem Elefanten, einem Büffel nicht gelungen wäre, einen Zug in voller Fahrt aufzuhalten, ohne ihn aus den Schienen zu drängen, das hatte die Raupe des Kohlweißlings durchgesetzt. Rechts und links von der Bahn erstreckten sich weite Kohlfelder, und es fand offenbar eine große Auswanderung aus einem ins andere Feld statt, denn etwa 200 Schritt weit waren die Schienen mit Raupen dicht bedeckt. Natürlich hatte die Lokomotive die ersten 60—80 Schritt alle in einer Sekunde zerquetscht, aber dann wirkte das Raupenfett auf Schienen und Rädern gerade wie das Einölen bei Maschinen; die Reibung hörte auf, und die Räder drehten sich auf derselben Stelle, ohne vorwärts zu kommen. Erst nachdem Sand auf das Fett gestreut war, konnten wir die Reise fortsetzen.

---

45. Der Kuckuck und seine Pflegeeltern.

Einer der besten Raupentöter in unsern Wäldern ist der Kuckuck, durch seinen Ruf bei alt und jung bekannt. Aber nur wenige haben den scheuen Vogel selbst gesehen. Er ist grau und unscheinbar gefärbt und erreicht fast die Größe einer Taube. Die Italiener, denen unsere Wandervögel bei ihrer Durchreise nach Afrika leichte Beute sind, behaupten auch, daß er gut schmecke. Bei uns ist er nur ein willkommener Frühlingsbote und ein hochgeachteter Prophet, der nach vielen Dingen gefragt wird, die er nicht wissen kann: Kuckuck, wie lange lebe ich noch? und was solcher klugen Fragen mehr sind, wobei das Wunderbarste ist, daß Leute an seine Antworten glauben. Dem Naturforscher aber ist der Vogel höchst merkwürdig, weil nur ausnahmsweise die Eltern sich selbst um ihre Jungen bekümmern. Der Grasmücke, der Bachstelze, dem Rotschwänzchen oder sonst einem kleinen Insektenfresser legt das Kuckucksweibchen ein Ei in das Nest und überläßt ihr Kind der Sorge der fremden Mutter. Die nimmt sich nachher auch treulich des ausgekrochenen Jungen an und ermüdet nicht in ihrer Liebe, wenn der Kuckuck auch mehr Nahrung braucht, als ihre eigenen Kinder, und bald soviel Raum im Nest einnimmt, daß die andern Vögelein an den Rand gedrängt werden und oft herausfallen. Eine Bachstelze hatte ihr Nest in der engen Höhlung eines Baumes und zog darin einen jungen Kuckuck mit auf. Lange ehe der Pflegling flügge wurde, war er zu groß geworden, um das Nest durch die enge Öffnung noch zu verlassen, und konnte nur den dicken Kopf herausstrecken, um sich füttern zu lassen. Da ließ die Bachstelze

Digitized by Google

ihre Gefährten ziehn und blieb im Winter zurück, um den Kuckuck mühsam mit Futter zu versorgen, ein Beweis, daß die Liebe zum Pflegekind selbst den mächtigen Wandertrieb besiegen kann. Ein Jäger entdeckte das Nest und öffnete es mit einem Beil; da zeigte sich, daß der Gefangene nicht einmal auf seinen Beinen stehn konnte. Vielleicht denkt jemand: das ist bei den Vögeln weniger ein Beweis von Liebe und Sorgfalt als von Dummheit; sie können den Kuckuck nicht von ihren eigenen Kindern unterscheiden. Aber es steht fest, daß der junge Kuckuck nicht nur von seinen Pflegeeltern, sondern, auch von andern Vögeln, die ihn nicht ausgebrütet haben, gefüttert wird, sobald er seinen bittenden Ruf vernehmen läßt. Übrigens hat man auch sonst Beispiele beobachtet, daß Singvögel fremde junge Vögelein füttern, sowohl im Käfig als auch im Freien. Ein Vogelfreund hatte zwei kaum flügge Zaunkönige gefangen, setzte sie in sein Taschentuch und trug sie nach Haus. Als er etwa eine Stunde Wegs gemacht hatte und sich am Rande eines Gehölzes befand, wollte er nach seinen Gefangenen sehen, aber beide schlüpften ihm fort und waren im hohen Grase nicht wieder aufzufinden. Nach drei Tagen kam er wieder an die Stelle, hörte die Locktöne eines Rotkehlchens und fand auch bald das Nest. Aber sein Erstaunen war groß, als er in diesem Neste neben beinah flüggen jungen Rotkehlchen auch die zwei entflohenen Zaunkönige fand, die von der Alten mitgefüttert wurden und sich offenbar ganz heimisch fühlten. Natürlich störte er sie nicht, sondern ging still nach Hause und dachte an manches arme verwaiste Menschenkind.

---

46. Geschichten aus dem Hundeleben.

Es giebt Erscheinungen in der Lebensthätigkeit der Tiere, welche einen hohen Grad von Verstand voraussetzen; sie beweisen nicht nur ein überaus scharfes Gedächtnis, sondern auch eine gewisse Überlegung und Urteil. Ein englischer Wundarzt hatte aus Mitleiden einem Hunde das gebrochene Bein geheilt, wobei derselbe sich alle Tage von selbst einfand, um sich verbinden zu lassen; später einmal, als er längst gesund war, erschien er bei dem Arzte mit einem andern Hunde, dessen Bein ebenfalls zerbrochen war, und schien durch Winseln, Schwanzwedeln und flehende Blicke zu bitten, der Doktor möge doch auch die Behandlung des neuen Patienten übernehmen.

Ein Neufundländer Hund zog mit seinem Herrn beim Verkauf seines Hauses ab, und ein großer Pudel kam mit dem neuen Besitzer an seine Stelle. Dieser verfolgte nun beständig einen jüngern Hund, welcher ein Abkömmling des ersten war und sich die Quälereien lange gefallen ließ.

Digitized by Google

Als er aber größer geworden war, begab er sich eines Tages weg und kehrte nach etlichen Stunden in Begleitung des alten Hundes zurück, worauf beide nun mit solcher Wut über den Pudel herfielen, daß er ihren Bissen erlag.

Die Sinne des Hundes, besonders Gesicht und Geruch, sind so scharf, daß es an das Unglaubliche streift. Einem Manne wurde im Gedränge seine Uhr entwendet; er machte dies durch Worte und Zeichen seinem klugen Hunde begreiflich, der sogleich fortlief, nach einiger Zeit aber zurückkehrte und vor seinem Herrn stehn blieb, indem er ihn beständig ansah und dann wieder unruhig nach der Seite blickte. Der Mann folgte und wurde von ihm zu einem feingekleideten Herrn geführt, von welchem der Hund nicht mehr abzubringen war. Die Polizeibeamten, nachdem sie die Ursache dieser sonderbaren Anhänglichkeit erfahren, nahmen diesen Herrn fest, und man fand bei ihm acht Uhren und zwölf Dosen. Auf die Bitte des Hundeeigentümers wurden sämtliche Gegenstände in ein besonderes Zimmer gebracht, der Mann befahl seinem Hunde ihm seine Uhr herbeizuholen, und dieser brachte auch wirklich diejenige, welche sein Herr zuvor als die seinige bezeichnet hatte. Denselben Hund schickte sein Herr nach einer Reise 15 Stunden Wegs zurück, um ein absichtlich zurückgelassenes Sacktuch aus einem Hause, das er ihm nannte, abzuholen, was er aufs pünktlichste ausführte.

Man ist fast versucht zu glauben, der Hund verstehe die menschliche Rede, da doch die Zeichen, welche man ihm in solchen Fällen geben kann, sehr unvollständig sind. Ein Kind, welches sich verloren hatte, war schon einen Tag und eine Nacht weg, und die Eltern suchten es allenthalben, als ein Verwandter eintraf, der von dem Vorfall hörte. Er verlangte hierauf die Fußbekleidung, die das Kind zuletzt angehabt hatte, ließ sie von seinem Hunde beriechen, zog dann einen Strich auf der Erde rings um das Haus und befahl dem Hunde, auch diesen Strich zu beriechen. Bald fing derselbe an zu bellen und eine bestimmte Richtung einzuschlagen, lief dann so schnell daß man ihm nicht folgen konnte und kam nach einer halben Stunde mit freudigem Bellen zu seinem Herrn zurück, den er nun an den Ort führte, wo das Kind ohnmächtig lag, das auf diese Weise gerettet wurde. Von der Treue und Anhänglichkeit des Hundes giebt es so viele Beispiele, daß man ein ganzes Buch damit füllen könnte.

Der König Pyrrhus traf einst einen Hund bei dem Leichnam seines Herrn, wo er schon mehrere Tage, ohne Futter zu sich zu nehmen, sorgfältig Wache hielt. Der König nahm sich des Tieres an und ließ den Toten begraben. Der Hund war sehr friedlich, fiel aber bei einer Musterung des Königs einige Soldaten so wütend an, daß es unmöglich war, ihn zu

Digitized by Google

besänftigen. Er lief bald zum Könige, bald wieder den Soldaten nach und hörte nicht auf, diese zu verfolgen. Sie wurden verhaftet und bekannten sich als die Mörder seines früheren Herrn.

Ein Schiff strandete an der Küste von Neufundland, und alle darauf befindlichen Personen versuchten, sich durch Schwimmen zu retten, aber das Ufer war noch zu fern, und die Wellen waren zu ungestüm, so daß es unmöglich schien, sich durchzuarbeiten. Auf dem Schiffe befanden sich 16 Personen und ein Hund von jener so oft gerühmten Neufundländer Rasse. Der Hund hatte bereits das Ufer gewonnen, als er seinen Herrn und dessen Gefährten noch in der Gefahr sieht; er besinnt sich nicht, stürzt wieder in die Wellen und trägt glücklich seinen Herrn ans Land. Aber noch 15 andere ringen verzweifelnd mit dem Tode; aufs neue wirft er sich den schäumenden Wogen entgegen, und auch diesmal gelingt ihm die kühne That. Unter den höchsten Anstrengungen wiederholt der Hund sechzehnmal das gefährliche Unternehmen, und sechzehnmal gelingt es ihm, einen Menschen dem gewissen Tode zu entreißen. Aber damit war auch die Kraft des edlen Tieres erschöpft, und wie der letzte am Ufer ist, fällt der Retter tot nieder. Er wurde wie ein Mensch begraben; sechzehn dankbare Menschen weinten um seinen Tod.

---

47. Die Schweizer Ziegen und ihre Hirten.

Die Schweizer Ziegen, die ihr halbes Leben auf den höchsten Gebirgsweiden zubringen und da noch lustig umherklettern, wo sich keine Kuh mehr hingetraut, bekommen oft ein von dem unsrer Ziegen sehr verschiedenes Äußere. Meist sind sie kleiner als diese, oft sehr langhaarig, und häufig sieht man auch ganze Herden von rotbrauner Farbe mit dunklem Rückenstreif, deren Aussehen etwas an Gemsen erinnert. Es kommt auch manchmal vor, daß eine Gemse mit einer Ziegenherde weidet, oder daß gar eine Ziege sich den Sommer über einem Rudel Gemsen anschließt. Die Böcke haben oft so große Hörner, daß sie von weitem Steinböcken ähnlich sehen. Ernst und gravitätisch tragen sie ihren Kopfschmuck, aber ihr Auge blickt schalkhaft, und wenn es ans Naschen oder Spielen und Stoßen geht, kehren sie ihre ganze Leichtfertigkeit heraus. Das Schaf hat nur in seiner Jugend ein munteres Temperament, ebenso der Steinbock; die Ziege behält es länger als beide; und ohne eigentlich im Ernst händelsüchtig zu sein, fordert sie gern zum muntern Zweikampf heraus. Ein Engländer hatte sich auf der Grimsel unweit des Wirtshauses auf einem Baumstamm niedergesetzt und

Digitized by Google

war über seinem Buche eingenickt. Das bemerkt ein in der Nähe herumstreichender Ziegenbock, nähert sich neugierig, hält die nickende Kopfbewegung des Schläfers für eine Herausforderung, stellt sich in Positur, mißt die Distanz und rennt mit gewaltigem Hörnerstoß den unglücklichen Sohn des freien Albion an, der sofort fluchend am Boden liegt und die Beine in die Luft streckt; der siegreiche Bock, fast erschrocken, keinen Widerstand gefunden zu haben, steigt auf den Stamm und sieht neugierig nach seinem zappelnden und schreienden Opfer.

Oft werden ein halb Dutzend Ziegen den Ochsen- oder Pferdeherden beigegeben, und ihre Milch ist dann fast die einzige Nahrung der Hüter. Auch im Gefolge der Kühe findet man sie, meist aber werden die Ziegen mehrerer Bauern zu Herden vereinigt und einem Geißbuben übergeben, der geringe Kost und noch geringere Löhnung erhält. Die Hirten der Milchziegen haben noch ein immerhin gutes Leben. Aber häufig trifft man in ganz einsamer Alpengegend sogenannte milchlose Herden (ganz junge Ziegen und junge Böcke), die im Sommer 3—5 Monate im Gebirge bleiben, wo ihnen der Hirt von Zeit zu Zeit etwas Salz auf einen Felsen streut, um sie zusammen zu halten. Die Ziegen sind selten scheu, meist ganz zutraulich und munter. Manchmal folgen sie dem Fremden stundenweit, um ein Stück Brot oder eine Prise Salz zu erbetteln, statt deren sie mit ebenso großem Behagen eine Portion Schnupftabak verspeisen. Mit großer Kühnheit schweifen diese Tiere an den steilsten Abhängen umher, um vereinzelte Grasbüschel oder zarte Stauden zu rupfen. Dabei geschieht es nicht selten, daß sich die Ziege „verstellt" und sich nicht mehr vor- oder rückwärts getraut. So bleibt sie dann oft zwei bis drei Tage ohne Nahrung zwischen Tod und Leben, bis der Geißbub sie entdeckt und zu „lösen" sucht. Dies thut er mit großer Verwegenheit; manchmal bindet er sie sogar an ein Seil, um sie die Felswand heraufzuziehen. Es ist in der That merkwürdig, daß sich der Mensch da zu klettern getraut, wo selbst die leichtfüßige Ziege ihren Mut verloren hat.

Freilich sind die Geißbuben, die den ganzen Sommer über zwischen Felsen leben, die kühnsten Kletterer und fürchten die Gefahr so wenig, daß sie sich mitunter anbieten, die abschüssigsten Felsen da zu erklimmen, wo man nicht begreift, wie eine Hand oder ein Fuß im steilsten Absturz haften kann. Diese Hirtenbuben führen wohl das armseligste Leben, das in der Nähe kultivierter Menschen möglich ist. Im Frühling ziehn sie mit ihren Tieren ins Gebirge, ohne Strümpfe und Schuh, ohne Weste und Rock, in den erbärmlichsten Kleidern, mit einem langen Stecken, einem Salztäschchen, einem Wetterhute und mit etwas magerem Käse und Brot versehen. Das

Digitized by Google

ist ihre einzige Speise während des Sommers, von warmer Nahrung ist keine Rede. Alle vierzehn Tage, oft nur alle Monate, bringt ihnen ein anderer Junge aus dem Thal neues Brot und Käse. Die Nahrungsmittel werden inzwischen fast ungenießbar. Der arme Tropf nagt lange an seinem ganz durchschimmelten Brotstücke und einem schwarzbraunen steinharten Käsebrocken, in dem man nur mühsam eine menschliche Speise zu erkennen vermag. Den Tag über plagt ihn die Langweile, gegen die er sich selten durch irgend eine nützliche Arbeit zu schützen sucht; hie und da findet man wohl strickende Hirtenbuben. Bei schlechtem Wetter kauert er wochenlang ohne Feuer, ohne Wort, vor Kälte und Hunger zitternd, in seinem feuchten Loche, aus dem er nur hervorkriecht, um seine Herde zu überblicken. Die Ziegen haben es immerhin doch noch besser als ihr Hirte, wenn sie auch allen Unbilden der Witterung schutzlos preisgegeben sind. Gegen den Herbst hin zieht die Gesellschaft dann auf die milderen Kuhalpen herunter, und wenn Frost und Schnee auch hier mächtig werden, treibt der Bube zu Thal, um einen unglaublich elenden Lohn in Empfang zu nehmen. Es klingt fast fabelhaft, wenn versichert wird, daß manche dieser Geißbuben ein solches Sommerleben so lieb gewonnen haben, daß sie es nicht leicht mit einem andern vertauschen würden; daß sie gesund und stark bleiben und den größten Teil ihrer Hirtenzeit den trefflichsten Humor behalten. Kurzweiliger wird das Geschäft, wenn mehrere Herden in der Nähe gehn. Die Geißbuben denken sich allerlei Zeitvertreib aus, der gewöhnlichste aber besteht darin, daß sie im Erklettern der gefährlichsten Felswände, im Hinabrutschen über den steilsten Grat auf oft grauenvolle Art wetteifern. So ist dies Hirtenleben eine Lehrzeit, und aus den armen Geißbuben werden später verwegene Gemsjäger und die kühnen Führer, welche die höchsten Berggipfel mutig ersteigen.

---

48. Das Rindvieh auf den Alpen.

Man meint nicht mit Unrecht, das Vieh des Hochgebirges sei klüger und munterer als das des Thales. Das Tier, das fast ganz für sich selbst sorgen muss, ist aufmerksamer, sorgfältiger, hat mehr Gedächtnis, als das stets verpflegte. Die Alpkuh weiss jede Staude, jede Pfütze, kennt genau die bessern Grasplätze, weiss die Zeit des Melkens, unterscheidet von fern die Lockstimme des Hüters und naht ihm zutraulich; sie weiss, wann sie Salz bekommt, wann sie zur Hütte oder Tränke muss. Sie spürt das Nahen des Unwetters, kennt die Pflanzen, die ihr nicht zusagen, bewacht und beschützt ihr Junges und meidet

Digitized by Google

achtsam gefährliche Stellen. Immer freilich glückt das nicht. Manchmal gerät eine Kuh auf glatten Rasen, gleitet herab und wird entweder im Abgrund zerschmettert oder von einer Baumwurzel aufgehalten, bis der Senn sie befreit. Die stärkste Kuh der Herde, die „Heerkuh", an der gröfsten Schelle kenntlich, geht bei allen Wanderungen der Herde stets voran; auch alle andern Rinder haben ihren bestimmten Platz je nach der Rangordnung, und jedes neugekaufte Stück mufs sich denselben erst erstreiten, was oft stundenlange Hörnerkämpfe kostet. Auch bei Angriffen der Raubtiere, z. B. der in manchen Gegenden Graubündens noch häufigen Bären, zeigt das Vieh des Gebirges festen Mut. Stets sucht der Bär von hinten anzukommen, da auch das halberwachsene Rind im Notfall auf die Kraft seiner Hörner vertraut. Ist es ihm aber gelungen, eine Kuh niederzureifsen und zu zerfleischen, so sammeln sich die versprengten Kühe sonderbarerweise ziemlich rasch wieder dicht um den Räuber und schauen mit gesenkten Hörnern, heftig schnaubend und dumpf aufbrüllend, dem Frafse zu, als ob sie Lust hätten, ohne alle Scheu den Feind anzufallen. Dann soll der Bär nicht geraten finden, sich lange beim Mahle aufzuhalten.

Wahre Not und Schreckensstunden bereiten den Hirten die nächtlichen Ungewitter. Noch lagert die Herde in der Nähe der Hütte, und die Hirten ruhen im ersten festesten Schlafe, da beginnt es in der Ferne dumpf zu rollen und Blitze beleuchten die höchsten Gipfel, dumpfbrüllend giebt die Heerkuh das Zeichen zum Aufbruch. Während die ersten Tropfen fallen, sammeln sich die Kühe dicht um die Hütte, in der die Sennen noch ruhig fortschnarchen. Da flammt aus der nächsten Wolke wie eine feurige Schlange der schwefelgelbe Blitz herab, ein heller Knall schmettert nach. Die Wolken flammen ringsum auf, die Donnerschläge überstürzen sich, die Hütte scheint zu wanken, und in grofsen Stücken stürzt der Hagel hernieder. Hochauf brüllen die getroffnen Tiere; mit aufgeworfnen Schwänzen und dichtgeschlofsnen Augen rennen sie zitternd nach der Richtung des Sturmwindes auseinander. Jetzt springen die halbnackten Sennen, die Milcheimer über die Köpfe gestürzt, unter die zerstäubende Schar, johlend, fluchend, lockend und die heilige Mutter anrufend. Aber das tolle Vieh hört und sieht nichts mehr. In schauerlichen Tönen, halb brüllend, halb stöhnend, rennt es blind mit vorgestrecktem Kopfe, den Schwanz in den Lüften, geradeaus; die Sennen wissen sich nicht zu helfen; bald ist schwarze Nacht um sie, bald blendendes Feuer; der Hagel klappert auf den Eimern und schlägt ihnen Arme und Beine wund, bis endlich ein dichter Regen folgt und die Herde sich wieder um die Hütte sammelt. Aber oft liegen mehrere der schönen

Digitized by Google

Tiere zuckend und halbzerschmettert in einem Abgrunde. Kommt das Gewitter nicht überraschend, so gehn die Sennen zwischen den Kühen umher, beruhigen, loben und schmeicheln, und die Tiere haben solch Vertrauen zu ihren Hirten, dafs sie dann auch in der gröfsten Angst nicht vom Fleck gehn.

Für Fremde ist es nicht immer geraten, auf die Alpweiden zu gehn. Die Stiere, Muni genannt, sind oft wilde und gefährliche Tiere. Schon von ferne bemerkt der Herdenstier den fremden Wanderer und kommt langsam, mit dumpfem Gebrülle, heran. Reizt ihn etwas an der Erscheinung desselben, vielleicht ein rotes Tuch oder ein Stock, so rennt er grade aus mit tiefgehaltenem Kopfe, den Schwanz in die Höhe geworfen, auf den vermeintlichen Feind los. Für diesen ist es nun hohe Zeit, sich in die Sennhütte zu retten, denn das gereizte Tier verfolgt ihn mit hartnäckigster Leidenschaft und bewacht oft noch stundenlang den Ort, wo es seinen Gegner vermutet. Thöricht wäre es, Widerstand zu versuchen; selbst unter den Sennen giebt es selten Männer, die sich in einen solchen Kampf einlassen. Von einem Älpler wird erzählt, dafs er den Angriff eines wilden Stiers abwartete, ihn mit der rechten Hand bei einem Horn packte, mit der linken ihm ins Maul fuhr und die Zunge ergriff, dann diese rasch umdrehte, und so den Stier mit herkulischer Kraft umrifs und auf den Boden warf. Später wagte sich das gebändigte Tier nie mehr an einen Menschen. Meist nehmen aber die Kämpfe einen andern Ausgang, und schon mancher ist von wütenden Stieren niedergetreten oder auf die Hörner genommen und in die Luft geworfen worden, wobei er noch von Glück sagen kann, wenn er nur mit zerbrochnen Gliedern davonkommt und nicht das Leben einbüfst. Deshalb vermeidet man auch sorgfältig, wilde Stiere auf Weiden zu halten, die von Menschen häufiger besucht werden, und bringt sie nur auf die höchstgelegenen einsamen Alpen, wo sie nicht Unheil anrichten können.

---

49. Eine Bärengeschichte.

Während fast überall in der Schweiz Rindvieh und Ziegen den ganzen Sommer im Freien übernachten müssen und allen Unbilden der Witterung schutzlos preisgegeben sind, baut man ihnen in Graubünden Ställe, in denen sie bei Schneesturm oder Hagel Schutz finden und nachts auch vor den nicht gerade seltenen Wölfen gesichert sind. Einst bemerkten die Sennen, die in einer etwas abgelegenen Hütte einer der höchsten Alpen eine kleine Ziegenherde nachts untergebracht hatten, daß am Morgen die Losung eines großen

Digitized by Google

Tieres vor der Hütte lag, das fette Gras umher grob abgeweidet, die Thür beschädigt und zerkratzt war. Die Ziegen kamen scheu heraus, doch fehlte keine. Die Hirten kannten die Losung des fremden Nachtgastes nicht, vermuteten aber einen Wolf oder Luchs in der Nähe und durchsuchten die nächste Umgebung und auch einen tiefer liegenden Fichtenwald, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Indessen beschlossen sie dem Wilde aufzupassen, und da sie selbst ohne Feuergewehr waren, stieg einer in das nächste Thaldorf und brachte eine alte Muskete mit, die dann gehörig und andächtig geladen wurde. — Den Tag über bemerkte man an den Ziegen ein ungewohntes Zusammenhalten und einen sichtlichen Widerwillen gegen größere Entfernung von der tiefer weidenden Kuhherde. Nur mit Mühe konnten die Tiere abends in ihre Stallung gebracht werden. Zwei von den Sennen sollten in Flintenschußweite von derselben hinter einem Felsen wachen und nötigenfalls ihre Gefährten in der Alphütte wecken. Indessen verging die Nacht unter vergeblichem Passen, ebenso die folgende. In der dritten Nacht, wo wieder zwei Schildwachen ausgestellt waren, wollte sich anfangs auch nichts Verdächtiges zeigen, und die Sennen schliefen ein. Doch weckte sie bald ein Geräusch bei der Ziegenhütte. Sie sahen einen Bären an der Thüre drücken und kratzen, dann wieder um dieselbe herumschnobern, um eine Öffnung zu erspähen. Die Ziegen mußten wach und unruhig geworden sein, die Schellenziegen ließen sich hören. Den jagdungewohnten Sennen war es unheimlich geworden, und einer schlich zur Alphütte, um die Kameraden zu wecken, während der andre trostlos seine Muskete in Kriegszustand zu setzen suchte. Indessen erschien der Bär wieder vor der Thür, suchte dieselbe aus dem Riegel zu stemmen und drückte sie endlich glücklich ein. Die Ziegen stürzten scheu und meckernd heraus und kletterten auf die nächsten Felsen. Bald erschien auch der Bär mit einer, die er totgebissen hatte, vor der Hütte und begann gierig ihr Euter zu verzehren. Da kamen die andern Sennen mit Holzscheiten, Melkstühlen und andrer Landsturmbewaffnung, jedoch mit der größten Vorsicht. Nur einer von ihnen, der in seinen jüngern Jahren oft auf der Gemsenjagd gewesen war, nahm dem Wachtposten die Muskete ab, ging auf den Bären zu, der sich knurrend aufrichtete, und zerschmetterte ihm mit einem starken Schuß die rechte Rippenseite, die übrigen kamen auch näher und schlugen das wütend um sich hauende Tier ganz tot. Es war ein brauner Bär von 240 Pfund Gewicht.

Digitized by Google

30. Von Vogelnestern.

1. Es giebt nicht viel Erscheinungen im tierischen Haushalte, die so wunderbar sind, wie die Baukunst der lieben Vögel. Wenn der Vogelmann sich ein Weibchen ersungen, erspielt oder ertanzt hat, dann tritt an das junge Ehepärchen eine Zeit voller Mühe und Arbeit heran: es gilt, sich ein Heim zu gründen, eine Wiege und Wohnstätte für die künftigen Kleinen herzurichten. So ein kleines Nest, verfertigt aus den einfachsten Materialien, ist eine große Leistung, die viel Zeit und Anstrengung fordert. Da muß zuerst ein Plätzchen ausfindig gemacht werden, das große Sicherheit gewährt; es darf nicht zu weit von geeigneten Nahrungsquellen entfernt sein, auch die zu große Nachbarschaft eines andern Vogelpärchens derselben Art muß möglichst vermieden werden. Jeder Beobachter weiß, wie oft Vögel gewählte Niststellen, und oft, wenn das Nest schon fast vollendet war, immer und immer wieder aufgeben, weil sie dieselben bei näherer Überlegung den Anforderungen nicht entsprechend fanden. Bald stellte es sich heraus, daß, was von vornherein übersehen war, Menschen und Raubtiere die Gegend unsicher machten, bald, daß der Platz gegen Wind und Regen nicht genügend geschützt war, kurz, daß nicht alle Bedingungen, welche zu einer gedeihlichen Aufzucht der Brut nötig sind, hier erfüllt wurden. Man hat beobachtet, daß Vögel beim Nestbauen wohl ein Dutzend mal den Ort gewechselt haben.

Oft verfallen sie, namentlich da, wo sie in Gärten und Gehöften durch freundliches Entgegenkommen der Menschen zutraulich gemacht sind, auf die merkwürdigsten Nistplätze, und hierin leisten besonders die Rotschwänzchen und Meisen Erstaunliches. Wo hätten sie nicht schon genistet? In großen, an der Wand hängenden Blechtrichtern, in Briefkasten, in Totenschädeln, selbst in den Taschen alter Vogelscheuchen. Ich erinnere mich an ein Wirtshaus, das als Schild drei aus Metall verfertigte Königskronen hatte, und in die mittelste dieser Kronen unter dem schützenden Bügel hatte ein Rotschwanz sich installiert. Die Neigung vieler Vögel, sich an den Menschen und seine Kultur anzuschließen, ist wunderbar, und scheint verschiedene Ursachen zu haben. Einmal folgen Vögel dem Kolonisten, welcher Wälder lichtet, wie z. B. in den ungeheuren Waldungen der Vereinigten Staaten das regste Vogelleben in den Umgebungen der Eisenbahnstationen, der Faktoreien an den großen Seen, kurz überall da herrscht, wo die Kultur anfängt Fuß zu fassen. Dem Getreidebau, der Viehzucht folgen Vögel, namentlich auch den menschlichen Bauwerken, die ihnen günstige Niststätten bieten, zumal wenn man ihnen gastfreundlich entgegenkommt, und so haben

Digitized by Google

sich zwischen Mensch und Vogel vielfach innige Beziehungen entwickelt. Die Schwalbe gilt fast überall, mit Ausnahme Italiens, wo das Volk kein Herz für die Tierwelt hat, als ein heiliger Vogel, und ich möchte es keinem raten, dem auf dem Dachfirst des holländischen Bauernhauses nistenden Storch zu nahe zu treten, er könnte bei der ländlichen Bevölkerung bedenkliche Erfahrungen machen. In Thüringen erfreut sich das Hausrotschwänzchen als Wohnungsschmarotzer der allgemeinen Zuneigung, obwohl es für die Bienenzucht ein sehr unvorteilhafter Gast ist; denn während der Mensch in dies gegenseitige Verhältnis einen poetischen Zug hineingebracht hat, sucht der Vogel dabei seinen eigenen Vorteil, der allerdings Nutzen für uns im Gefolge haben kann, aber durchaus nicht immer hat. So ist die in den Ställen nistende Schwalbe, die dort einen mit Ungeziefer reich gedeckten Tisch findet, durch dessen Vertilgung unserm Vieh, also auch uns von Nutzen. Wenn auch hier und da, z. B. an der steilen Wand der hohen Ebenalp in Appenzell oder an den Kreidefelsen auf Rügen, sich unabhängige Schwalbenkolonien angesiedelt haben, so suchen doch die meisten die Gesellschaft des Menschen, in Europa und Nordamerika, in Java und China.

2. Das thun freilich Eulen, Falken, Dohlen und Mauersegler nicht; die betrachten alte Türme als Niststätten von demselben Wert wie höhlenreiche Felsen, und dem Steinsperling, der eine ausgesprochene Vorliebe für alte Burgen hat, ist eine fette Kreuzspinne oder dicke Raupe bei weitem lieber als die ganze Schönheit des Rheinthals. Für die Dohlen, scheint es, müssen die Gebäude erst ein gewisses Alter erreicht haben, ehe sie dieselben besuchen, dann aber ist es schwer, sie wieder los zu werden. Die Stare wissen die weitverbreiteten Nistkästen wohl zu würdigen, und es läßt sich von dem Aufstellen ähnlicher künstlicher Wohnungen, wie es jetzt die Vogelschutzvereine anfangen, für die Vermehrung der nützlichen Singvögel vieles erwarten. Es scheint übrigens die Sitte, den Staren Kästen zu errichten, eine slavische zu sein; uralt germanisch möchte wohl der Gebrauch sein, dem Storch ein altes Wagenrad auf dem Dachfirst zu befestigen. Vor einigen fünfzig Jahren hatte man um Rippoldsau im Schwarzwalde gar angefangen, Körbe vor die Häuser zu hängen, damit der Turmfalke drin niste und durch seine Gegenwart und sein Geschrei die Habichte vom Hühnerhof abhalte. Man erreichte auch beide Zwecke, aber leider vergriff sich der gehegte Räuber selbst an seinen Schutzbefohlenen. Sperlinge, Bachstelzen und dergleichen schwache Vögel verlegen ihre Brutstätte gern in die Horste großer starker Vögel, der Adler, der Störche und anderer. Einmal bieten ihnen dieselben, Reisigbündeln ähnlich, einen angenehmen Unterschlupf, dann aber gedeiht ihnen die Kraft und Macht ihres Herbergvaters, von dem sie, wie sie wohl wissen, nichts

Digitized by Google

zu fürchten haben, zum Schutz und Hort; — die Schwachen sammeln sich um den Starken, wie im Mittelalter die Bedrohten sich im Banne der Ritterburgen niederließen, sich der gewaltigen Hilfe eines mächtigen Schirmvogts freuend. Mit einer gewissen Vorliebe horsten Schleiereulen in Taubenschlägen, ohne die berechtigten Insassen irgend zu schädigen. Es ist ihnen nur um den bequemen sichern Brutplatz zu thun, und durch Abhalten von allerhand Raubzeug machen sie sich sogar nützlich. Auch in Amerika lieben manche Vögel, die Höhlenbauten kleinerer Säugetiere als bequemes Quartier zu teilen; das Sonderbarste ist, daß die Brandeule bei uns gelegentlich in Dachs- und Fuchsbauten brütet. Nach verbürgten Beobachtungen sollen die Füchse ihre Mieter verschonen; möglich, daß sie dieselben für den äußersten Notfall aufsparen, wie sie auch die Hühnerställe ihrer nächsten Umgebung und die Marder die Tauben des Gehöfts, in dessen versteckten Räumen sie verstohlen hausen, verschonen sollen. Wie viel solcher Verhältnisse der Vögel mögen dem Menschen noch unbekannt geblieben sein? Finden sie keinen Beschützer, was ja doch nur ausnahmsweise der Fall ist, so sind sie darauf bedacht, ihre Nester an unzugänglichen, unerreichbaren Orten anzubringen oder sie den Augen spähender Nachstellung zu entziehen, sei es, daß sie dieselben in klug gewählten Verstecken anzulegen wissen, oder sie auf das kunstreichste aus solchen Materialien bauen, die das kleine Gebäude den umgebenden Gegenständen möglichst ähnlich erscheinen lassen. In unserm Klima, wo es wenig kletternde Raubtiere giebt, genügt es meist, wenn der Vogel sein Nest auf Felsspitzen oder Bäumen anlegt; in den Tropen aber lassen Schlangen oder die als Eierdiebe bekannten Affen offne Nester nicht aufkommen. Da finden sich denn unter den Vogelarten die kunstreichsten Baumeister. Der eine befestigt sein beutelförmiges Nest an der Spitze dürrer Zweige, die kein Affe oder Wickelbär zu betreten wagt, eine andrer hängt es in Gestalt eines Bündels an die Spitze einer dünnen Schlingpflanze, und da sich das Schlupfloch unten befindet, so kann nicht einmal die gewandteste Baumschlange zu den Eiern gelangen. Ein Webervogel in Afrika wählt die Spitzen schlanker, überhängender Zweige, um daran sein schwebendes Nest anzulegen, und manche Webervögel fügen in die Wandungen der Nester noch Dornen mit der Spitze nach außen ein, wie der Mensch häufig seine Gartenmauer mit einer Zinne aufrecht stehender und so einladend aussehender Glasscherben zu krönen pflegt.

3. Was das Baumaterial angeht, so ist im allgemeinen richtig, daß die Vögel das Nächstliegende verwerten. Das thut auch der Mensch, ob er als Eskimo zum Schnee, als Fellah zum Nilschlamm oder als Wiener oder Pariser zum herrlichen Sandstein greift. Pflanzenstoffe, Spinnwebe, ihrem

Digitized by Google

Besitzer verloren gegangene Haar- und Wollbüschelchen, Federn und dergl. werden verwendet, ebenso Abfälle der menschlichen Kultur, Reste gewobner Stoffe, Zwirnendchen, selbst Papier; es sind Nester vom Pirol und Buchfinken aufgefunden worden, in denen Papierstückchen auf das zierlichste verwendet waren, und auch der Milan kleidet seinen Horst gern mit Papierstücken, selbst Amts- und Zeitungsblättern aus, und oft soll der Zustand dieser aufgelesenen Produkte menschlicher Industrie ein derartiger sein, daß die Untersuchung eines Milannestes zu einer recht unerquicklichen Beschäftigung werden kann. In Argentinien polstert die Pampaseule ihr Wohnstübchen mit Pferdemist aus; er ist weich und warm, und sie hat ihn am nächsten und reichlichsten zur Hand, oder richtiger zum Schnabel. Wenn der Fischermeister Eisvogel seine Nistkammer am Ende eines in die Erde gegrabenen Ganges dicht mit Fischgräten auskleidet, gewissermaßen pflastert, so brauchen wir nicht gleich an den Oger zu denken, der auf den Gebeinen seiner Schlachtopfer ruht, sondern wir können getrost in unser Kämmerlein gehn und unsre Lagerstätte betrachten, zu welcher die arme Gans, die wir zu Martini verzehrten, ihre Federn teilweise hat beisteuern müssen.

Bisweilen aber entscheidet nicht die Nähe des Baumaterials, sondern die Sicherheit, die dasselbe gewährt. Wenn die Schwanzmeise auf der Birke wohnt, ist es für sie das Sicherste und zugleich Bequemste, ihr Nest auch mit der weißen Oberrinde des Baumes zu überziehn. Nistet sie zwischen grünen Hopfenranken, so bedeckt sie es von außen mit grünen Laub- und Lebermoosen. Graue Flechten benutzt der Buchfink, wenn er in den Gabeln alter Obstbäume baut; nistet er auf der glattrindigen Roßkastanie, so besteht es nur aus grauen Pflanzenfasern, die kaum gegen die Baumrinde abstechen. Ein besonderes Talent, durch Wahl des Platzes und des Materials sein Nest zu verstecken, entwickelt der Zeisig, so daß man im Mittelalter glaubte, er lege einen Zauber hinein, wodurch es unsichtbar würde, und der Besitz eines solchen Nestes galt für höchst begehrenswert, da es den Träger gleichfalls unsichtbar machen sollte. Wenn dieselbe Vogelsippe in verschiedenen Klimaten brütet, so ändert sie dementsprechend ihren Baustil. So hat der Baltimorevogel in Louisiana nur ein locker aus Flechten gewobenes Nest, während er es im kälteren Pennsylvanien sorgsam mit Baum- und Tierwolle auskleidet. Im hohen Norden pflegt der Kieferkreuzschnabel seine Wohnung viel größer und dickwandiger als bei uns zu machen und oben zu überwölben, was ihm hier zu Lande nicht einfällt, und auf den Tortugaseilanden (24° n. B.) legt eine Seeschwalbe ihre Eier einfach auf den heißen Sand und überläßt die Bebrütung derselben über Tag der Sonne, während sie hingegen auf Labrador, der geringen Temperatur entsprechend, sehr nette Nester aus Moos

Digitized by Google

auf felsigem Boden zu verfertigen weiß. Daß ein angeerbter Instinkt die Vögel beim Nesterbauen leitet, ist ein landläufiger Irrtum. Die jungen Vögel haben zuerst in der Jugend hinreichend Zeit, sich die Bauart des Elternhauses einzuprägen, und später werden sie von der Erfahrung der älteren Vögel unterstützt, — sie müssen die Baukunst, wie den Gesang und die beste Art zu wandern, ordentlich erlernen. Nicht nur Vögel bauen Nester, manche Fische sind erfahrne Baumeister, zahlreiche Nagetiere üben die Kunst, auch der Orangutang soll sich gelegentlich in den Gipfeln der Bäume eine Art Wohnstätte bereiten, und die Hütten, Häuser, Paläste der Menschen, was sind sie im Grunde genommen anderes als hochentwickelte Nester?

4. Wenn wir nun fragen, wer von den beiden Vogelgatten es ist, dem die Hauptarbeit beim Nestbau zufällt, so lautet die Antwort: in der Regel das Weibchen; das Männchen schleppt mehr das Material herbei. Da dauert es natürlich oft lange, bis ein solches Nestchen zustande kommt; ein weibliches Goldhähnchen (eigentlich sollte es heißen ein Goldhennchen) braucht oft 20 Tage dazu. Wo die Männchen mithelfen, bauen sie oft noch ein zweites, sogenanntes Spielnest, entweder, um selbst darin zu schlafen, oder um Verfolger über die eigentliche Kinderstube irre zu führen. Die wunderbarsten Bauwerke werden von den berühmten Laubenvögeln angelegt, die nicht als Nester, sondern als Tanzhäuser dienen, in denen die Vögel ihre Zusammenkünfte halten. Diese Gebäude werden aus schräg gegeneinander gelegten Zweigen derart aufgeführt, daß sie ungefähr die Gestalt eines Hausdaches haben, an dem die beiden Giebelwandungen fehlen; zwischen die Zweige werden allerlei bunte auffallende Gegenstände gesteckt, Vogelfedern, abgebleichte Knochen, Schneckenhäuser, ja, man fand in einem ein Steinbeilchen und ein Stückchen blauen Kattun, was die Vögel jedenfalls den Eingebornen gestohlen hatten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch in diesem Falle die Männchen und zwar mehrere gemeinschaftlich, die Architekten sind, und daß jeder Besucher des Tanzsaals alles Hübsche und Auffallende, das er findet, zum Ausputz dahin stiftet. Dieselbe Neigung, seine Baulichkeiten auszuputzen, zeigt ein nah verwandter Vogel in Neuguinea, nur ist es bei ihm das Nest, sein eigenes Heim, das er in seiner Art und nach seinem Geschmacke stilvoll dekoriert. Dies Nest ist wohl das wunderbarste Kunstwerk eines Vogels, ja vielleicht eines Tieres überhaupt. An irgend einer passenden flachen Stelle steckt der Vogel den dürren Stengel einer Orchidee aufrecht in die Erde und um diesen Mittelpfeiler konstruiert er ein kegelförmiges Hüttchen, das ungefähr den Durchmesser einer Spanne hat; an einer Stelle befindet sich eine Öffnung in der Hauswand, das Flugloch. Um diesen Innenkegel, der den eigentlichen

Digitized by Google

Brutraum darzustellen scheint, wird ein zweiter, weit größerer Kegelmantel von ungefähr einem Meter Durchmesser errichtet, der vorn weit offen steht, und vor diesem Doppelhaus legt der Vogel einen Garten an, indem er einen ziemlich großen Platz von allem Graswuchs reinigt und auf das zierlichste mit grünem Moos überpolstert, auf das er alle durch Farbe und Form auffälligen Gegenstände, die er zusammenzuschleppen vermag, bunte Blumen, scharlachrote Beeren ꝛc. niederlegt. Dies Wunderneſt imponiert sogar den eingebornen, stumpfsinnigen Papuas so sehr, daß sie es nicht zerstören. Die Gewohnheit dieser Vögel, ihre Neſter zu verzieren, erinnert an die bekannte Neigung der Raben und Elstern, blankes Metall, Goldstücke, Geschmeide in ihre Brutstätten einzutragen. Auch sonst zeigen manche Vögel beim Neſtbau eine eigne rätselhafte Vorliebe für gewisse Materialien. So bringt der rote Würger gern weiche und wohlriechende Pflanzen in seinem Neſte an und soll sich einst in einem botanischen Garten durch Wegnahme derartiger teilweise seltener Gewächse sehr lästig bemerkbar gemacht haben. Was sollen wir aber sagen, wenn manche Vogelarten ihr Neſt mit Stücken abgestreifter Schlangenhaut außen und innen beziehn? Ist es vielleicht eine Erziehungsmaßregel, um die Jungen von vornherein mit dem gefährlichsten Feind bekannt zu machen? Wer weiß!

5. So fleißig die meisten Vögel beim Bauen sind, so giebt es doch unter ihnen auch Schlauköpfe, die dahinter gekommen sind, daß es viel bequemer ist, andre für sich arbeiten zu lassen, als sich selbst zu plagen und zu placken. Die Sperlinge bemächtigen sich gern der Schwalbenneſter, und dann sollen die frechen Eindringlinge gelegentlich von den rechtmäßigen Besitzern eingemauert werden. Ein durchaus glaubwürdiger Beobachter erzählt: „Die Einmauerung eines Sperlings, der die Besitzer aus dem Neſte vertrieben hatte, habe ich einst mit angesehen. Eine ziemliche Anzahl von Schwalben bedeckte plötzlich das Neſt und seine Umgebung, und bald war die Öffnung geschlossen. Aber immer kamen neue Arbeiter hinzugeflogen, um den Gefangenen noch besser zu verwahren. Der kecke Eindringling wäre Hungers gestorben, wenn ich ihn nicht erlöst hätte.“ Besonders gern schlagen die Spatzen ihre Winterquartiere in den dann leerstehenden Schwalbenneſtern auf, schmutzen sie aber so ein, daß die reinlichen Schwälbchen im Frühjahr lieber neu bauen. Aber auch dann kommt es vor, daß der stärkere Spatz einfach die Schwalbenkinder zum Neſt herauswirft und sich selbst hineinzwängt. In Amerika, wo man ihn unnützerweise eingeführt hat, macht er's den dortigen Singvögeln nicht anders; auch manche andre Vögel verfahren um nichts besser, — solche Gewaltstreiche kommen in der ganzen Welt vor. Leerstehende Horste werden häufig von verschiedenen Raubvögeln nacheinander bezogen, als

Digitized by Google

rechte Mietswohnungen; in einem Horste folgte auf einen Fischadler ein Wanderfalke, dann zwei Jahre ein Adler und wieder ein Falke; in einem andern Horste hausten hintereinander ein Schreiadler, ein Bussard und ein schwarzer Storch. Nur flüchtig wollen wir noch einiger besonders merkwürdiger Nester gedenken. Im Innern von Afrika vereinigt sich der Siedelsperling in großen Gesellschaften von 4—500 Pärchen, die zunächst gemeinsam in dem Gipfel einer Mimose ein großes Kuppeldach verfertigen. Unter dies Dach werden nun die einzelnen Nester von je einem Pärchen gebaut, und zwar werden frühere nicht wieder benutzt, sondern in jedem Jahr neue angeflickt; eine merkwürdige Dummheit von dem Vogel, denn das Ende vom Liede ist, daß die ganze Geschichte zu schwer wird und eines schönen Tages zusammenkracht. — Das Schneidervögelchen stellt gewissermaßen eine Tasche her, indem es ein oder zwei Blätter zusammenheftet; es verfährt bei dieser Näherei ähnlich wie die rohen Naturvölker, wenn sie sich aus Fellen und Häuten Kleider bereiten. Es bohrt nämlich, und zwar mit seinem Schnabel, Löcher vor, durch welche es den Wollfaden zieht. In die so zustande gekommene Tasche wird nun erst das zierliche Nestchen gebaut. Der tüchtigste Maurer in der Vogelwelt ist der stargroße brasilianische Töpfervogel, der ein über neun Pfund wiegendes Nest aus Straßenkot konstruiert; die frommen Brasilianer bewundern andachtsvoll die Leistung dieses Vogels, den sie das rechtgläubige Vögelchen nennen und von dem sie behaupten, daß er am Sonntag nicht arbeite. Eines der wunderbarsten Nester baut aber ein nächtlicher Reiher Afrikas, der Schattenvogel. Dieses Nest ist wirklich ein Haus von bedeutenden Dimensionen, mit einem Durchmesser von sechs Fuß, und besteht aus Knüppeln und Ästen, die mit Lehm vermauert sind. Seine Gestalt gleicht einem Backofen, aber das Merkwürdigste ist, daß es im Innern drei Gemächer besitzt: ein kleineres unmittelbar hinter dem Flugloche, in dem meist das Männchen sich aufhält, also als Studierstube zu bezeichnen, dann kommt ein größerer Raum, in dem überflüssige Jagdbeute aufbewahrt wird, also eine Speisekammer, und zu hinterst endlich ist das größte Zimmer, das einen etwas erhöhten Fußboden hat und als Schlaf- und Kinderstube dient.

Wenn wir noch einmal kurz die Leistungen der gefiederten Baumeister überdenken, so sehen wir, daß es in jeder Beziehung merkwürdige Resultate der Elternliebe sind, der Elternliebe, der auch wir Menschen die ganze große Entwickelung unserer Kultur verdanken.

Digitized by Google

81. Eine Fahrt in den Dürrenberg bei Hallein.

Früh am Morgen machten wir uns auf, um das Städtchen Hallein am Fuße des Dürrenberges im Salzkammergut zu besuchen. Nach einer Stunde langten wir bei der aus rotem, unpoliertem Marmor erbauten Kirche und dem Knappschaftsdorfe an. Man führte uns in ein Haus, wo wir mit dem Bergmannsgruße „Glück auf" empfangen wurden und von den Bergleuten leinene Beinkleider, weit genug, um auch die Schöße unserer Röcke drin zu verbergen, ferner ein leinenes Kamisol, die schwarze, rot verbrämte Bergmannskappe, ein ledernes Schurzfell, hinten umzubinden, und einen dichten ledernen Handschuh für die rechte Hand bekamen. Wir lachten nicht wenig, als wir uns in dieser Vermummung einander gegenüber stellten, und schritten, dem „Steiger" folgend, dem Eingangsstollen zu. Hier erhielt jeder zweite Mann ein Grubenlicht in einem irdenen Leuchter, welchen er mit der linken Hand halten mußte. Anfangs gingen wir durch einen langen, wagrecht laufenden Stollen, an dessen beiden Seiten doppelte Röhren parallel gezogen waren. Zwei leiteten Quellwasser in die „Salzstuben", während in den beiden andern das mit Salz gesättigte Wasser, die „Sole", in die Siedehäuser nach Hallein geführt wird, wo man das Wasser verdampfen läßt, um das Salz zu erhalten. In dem engen Stollen schritt einer ganz dicht hinter dem andern vorwärts, der Steiger voran, ein zweiter Bergmann am Schluß des Zuges. War ein Balken oder eine Röhre zu übersteigen oder eine Stufe zu betreten, so machte der Steiger darauf aufmerksam, und so warnte der Vormann immer seinen Nachfolger. Dann kamen wir in einen Stollen, dessen Wände schon ganz aus Salz bestanden, das teils farbig marmoriert die Wände zierte, teils kristallisiert glänzend zutage lag. Der Steiger erklärte uns alle Werkzeuge, die der Bergbau fordert, und erzählte uns von dem Leben der Bergleute. Endlich gelangten wir zu der Rutschbahn, über welche man 58 Klafter hinabgleitet. Ein glattes, einen Schuh breites Brett, zwischen zwei runden, glatt gehobelten, parallel gezogenen Baumstämmen läuft abschüssig in die Tiefe. Man setzt sich auf dieses Brett, hat zur Unterlage das Schurzfell, ergreift mit der rechten, durch den Handschuh geschützten Hand das von oben bis unten gespannte Tau, legt beide Beine auswärts über die beiden Bäume und gleitet langsam oder geschwind hinab. Will man die Rutschfahrt beschleunigen, biegt man den Oberleib vorwärts; will man sie verzögern, lehnt man sich zurück. Nicht ohne stille Besorgnis setzte ich mich auf das Rutschbrett, um in den schauerlichen Abgrund des Salzberges einzufahren. Ich hielt den Oberleib viel rückwärts, um langsam in diese sehr beträchtliche Tiefe hinabzugleiten, aber eben dadurch

Digitized by Google

gewannen meine Vormänner einen weiten Vorsprung vor mir; meine Nachfolger, die so gut wie ich bedenklich waren, blieben noch weit hinter mir zurück, und so befand ich mich plötzlich ohne Licht allein auf einem großen Raume in der finsteren Felsenröhre und mußte meine Rutschfahrt beschleunigen, um nur bald ans Ende zu gelangen und aller Besorgnis überhoben zu sein. Mir war schon leichter ums Herz, als ich nur wieder Licht im Abgrunde erblickte. Nachdem alle ohne Unfall in der Tiefe angelangt waren, ging es bald durch wagrecht laufende Schachte, bald über Treppen aufwärts, bald abwärts zu dem zweiten Rutschwerke, das 34 Klafter tief, aber viel steiler hinabläuft. Schnell wurde die Fahrt von der Gesellschaft angetreten, und wie ein Pfeil schoß einer hinter dem andern in die schauerliche, durch die fünf Grubenlichter kaum erhellte Tiefe hinab. Endlich kamen wir in die größte Salzstube, Stöber genannt, welche die Form eines ungeheuren Gewölbes hat. Sie war beleuchtet; an der Decke und an den Wänden glänzte das Salz in den mannigfaltigsten Farben; in ihrer Mitte ist ein Teich, der mit einer Gondel befahren werden kann. Derselbe faßt über 600000 Eimer. Drei Wochen lang bleibt das Wasser hier stehn, um das salzhaltige Gestein aufzulösen; die Salzteile schmelzen im Wasser, die Erde sinkt zu Boden, und die Sole wird durch Röhren in das Siedehaus geleitet. Hier, in großen eisernen Pfannen, wird dann die Sole versotten. Aus 600000 Eimern gewinnt man 150000 Zentner Salz. Aus der großen Salzstube wurden wir in einen Stollen geleitet, welcher 11000 Klafter lang in gerader Linie etwas abschüssig durch Marmorgestein gehauen, ziemlich enge und sehr niedrig ist. Hier bestiegen wir einen Wurstschlitten, „Hund" genannt, welcher in einer Holzbahn läuft. Sieben von der Gesellschaft, den Steiger an der Spitze, setzten sich auf den ersten Hund, die übrigen mit dem Bergknappen auf den zweiten. Alle wurden gewarnt, weder Füße noch Hände auszustrecken, auch den Kopf nicht zu beugen und nicht aufzustehn, damit bei dem schnellen Lauf des Hundes kein Anstreifen an die Wände oder an die Decke stattfinden möchte. Drauf spannten sich vor jeden Schlitten zwei Bergknappen und liefen nun mit demselben in raschem Trabe vorwärts dem Ausgange zu. Der Stollen hat eine Länge von dreiviertel Wegstunden, war aber in einer Viertelstunde durchlaufen. Wie alle Stollen, Schacht- und Salzstuben, die wir durchwandert hatten, luftig waren, so war in diesen Ausgangsstollen ganz besonders viel Luftzug. Als wir über die Mitte desselben waren, erloschen alle Grubenlichter, und wir fuhren in völliger Dunkelheit, aber in gleicher Schnelligkeit weiter. Ein banges Gefühl ergriff uns. Jeder zog Kopf und Glieder an sich, um nicht irgendwo anzustoßen, und keiner sah den Vordermann.

Digitized by Google

Auf einmal standen die Schlitten still, und der Steiger wies in weiter Entfernung auf einen Lichtpunkt hin, welcher wie ein Stern glänzte. Die Schlitten setzten sich wieder in schnelle Bewegung, der Stern nahm zu an Licht, Glanz und Ausdehnung, je weiter wir vorwärts kamen; die grause Finsternis verschwand allmählich, das Tageslicht begann zu dämmern, dann zu leuchten, wir näherten uns dem Ausgange und nach einigen Minuten hatten wir ihn erreicht.

Wir holten wieder freien Atem, als die Sonne uns beschien. Die Schlittenzieher, junge Bursche, taumelten totenblaß, fast atemlos und in Schweiß gebadet, hin und her. Als wir uns umschauten, sahen wir uns am Fuße des Dürrenberges, auf dessen flachem Gipfel wir eingefahren waren. Man führte uns in ein Haus, wo wir die Bergmannskleider ablegten und wo unsre Überröcke, Mäntel, Hüte und Stöcke bereit waren. Nachdem wir mit klingender Münze unsern Dank an den Führer abgestattet hatten, setzten wir unsre Reise fort, froh, aus der Unterwelt wieder entronnen zu sein. Keiner von uns hatte Lust bekommen, Bergmann zu werden.

52. Brennende Berge im Schwarzwald.

Wer die Eigentümlichkeiten des Schwarzwaldes recht kennen lernen will, der muß in der ersten Hälfte des September seine Thäler durchstreifen. Feuer und Wasser sind da in großer Thätigkeit. Brennende Berge überall, hier und da die lustige Fahrt eines großen Floßes. Jene brennenden Berge sind eine Folge der eigentümlichen Niederwaldwirtschaft, welche auch im Odenwald sehr verbreitet ist. Eichen, Haseln, Birken und andrer Stockausschlag bilden den Bestand, der alle fünfzehn oder zwanzig Jahre abgetrieben wird. Der Abtrieb erfolgt im Frühjahr, die Eichen werden geschält, um die Lohe zu benutzen, die geeigneten Hasel- oder Birkenruten werden zu Reifen und Floßseilen ausgesucht, alles dünne Reis mit dem Laube bleibt an Ort und Stelle liegen, um während des Sommers zu trocknen, wird aber durch dazwischen gelegtes Stangenholz in einzelne fünfzehn Schritte breite Streifen geschieden. Wenn nun im September das Reisig trocken ist, so zündet man es an der obern Seite eines der Streifen an, die sich stets an Bergabhängen herabziehn, und vier bis fünf Männer mit langen Stangen und eisernen Haken daran wälzen die Feuerwelle nach und nach den ganzen Berg herab, wobei sie sich vorsehen müssen, daß nicht mehrere Streifen zugleich in Brand geraten oder ein Nachbarstreifen sich von unten entzündet und aufwärts brennt, weil sie dann leicht alle Macht über die Ausbreitung

Digitized by Google

des Feuers verlieren würden. Es ist wohl schon manchmal ein Haus dadurch abgebrannt. Das Abbrennen bezweckt teils Düngung durch Aschenbildung, teils die Zerstörung vieler Unkräuter, während den Stöcken und Wurzeln des Holzes dadurch kein Schaden geschieht. Die abgebrannte Stelle wird, soviel es Steine und Felsvorsprünge erlauben, zwischen den Stöcken bearbeitet und mit Korn bestellt. Im zweiten Jahr sind hier auf dem fruchtbaren Granitboden die neuen Holztriebe schon wieder zu groß, während man z. B. im Odenwald auf Sandsteinboden zwei Jahre nacheinander Frucht bauen kann. Da im Kinzigthal und seinen Seitenthälern all die Abhänge der Granitkuppen mit Niederwald bedeckt sind und der Prozeß des Abbrennens sich alle fünfzehn oder zwanzig Jahre für jede Stelle wiederholt, so ist es begreiflich, daß zur Brennzeit allerorten Flammen auflodern und Rauch emporsteigt. Dazu kommt noch, daß auch auf vielen Feldern die Stoppeldecke mit den Wurzeln durchgebrannt wird; und zu all diesen Vertilgungsfeuern mischen sich noch hier und da die Rauchsäulen der Kohlenmeiler; kein Wunder also, wenn zuweilen ein feiner, bläulicher Rauch alle Thäler durchzieht.

---

53. Flöße im Schwarzwald.

Im Hochwald läßt man die Tannen im Durchschnitt 60—70 Jahr alt werden und ganz besonders schöne Bäume auch wohl ausnahmsweise doppelt so lange stehn, um das beste, sogannte Holländerholz zu erziehn. Oben in den Bergen und an den steilen Abhängen findet man überall Schlittwege für Stammholz und für Scheitholz. Einige bleiben für immer, andere baut man für den einzelnen Holzschlag. Der Transport erfolgt durch Zugtiere oder durch die eigene Schwere. Ein Teil des abzuführenden Scheitholzes wird oft zunächst verwendet, um den Weg zu bahnen, auf dem die Schlitten hinabgleiten. Die letzten Schlitten nehmen dann zugleich all die Querschwellen der gelegten Holzbahn mit. Nun aber folgt der interessanteste Teil des Transports, obwohl nicht der schwierigste und gefährlichste. Am ersten Floßbach angelangt, werden die geschälten und an den Enden durchbohrten Stämme mit gedrehten Haselruten zu Gestören zusammengebunden, die längsten derselben, die sogenannten „Holländer" (weil sie besonders nach Holland gehn), sind 80 bis 100 Fuß lang. Zwanzig bis dreißig solcher Gestöre verbindet man zu einem 2000—2800 Fuß langen Floß. Jetzt liegt es noch ruhig und leblos im Bette des kleinen Baches, schon aber beginnt auf und neben ihm ein reges Treiben. Zwanzig bis dreißig Männer und Knaben, mit Stangen, Beilen und großen Spitzhauen bewaffnet, stellen sich

Digitized by Google

in bestimmten Abständen auf das Floß. Auf ein gegebenes Zeichen werden die Schleusen der Weiher davor und dahinter geöffnet. Das Floß wird lebendig, der Wasserschwall hebt es. Jetzt setzt die gewaltige Riesenschlange sich in Bewegung. Vorn auf der Spitze, aus nur drei Stämmen mit einer Art Schiffsschnabel gebildet, und auf den nächsten vier Gestören stehn kräftige Männer mit Leitstangen. Dann auf dem breiteren Teil folgen ganze Gruppen von Leuten, die großenteils nur zum Vergnügen mitfahren, darunter Knaben von 6—8 Jahren, dann zuletzt die geübtesten Flößer, welche durch Sperrbalken, die sie auf den Boden stemmen, den Gang des Floßes regeln, was bei der Kleinheit der Bäche oft alle Aufmerksamkeit verlangt. Jetzt aber erreicht das Floß ein Wehr von 6—8 Fuß Höhe. Seine schmale Spitze senkt sich hinab, der vordere Flößer stemmt sich fest auf seine Stange und gleitet ruhig in die wilden Fluten hinein, die ihn fast bis zur Hüfte umspülen. Weniger tief sinken die folgenden ein. Da kommt aber ein Gestör mit drei kleinen Knaben. Jubelnd fahren sie dem Wehr entgegen, sie halten sich freilich fest an den emporstehenden Binderuten, aber das Wasser umspült sie doch bis zu den Armen. Sie haben das schon öfters erlebt und müssen sich eben früh daran gewöhnen, um einst tüchtige Flößer zu werden. Mit reißender Schnelligkeit schießt das lange Ungetüm an uns vorüber; es ist nicht möglich, ihm im schnellsten Laufe zu folgen. So geht's im Thal hinab von Ort zu Ort. Es muß etwas ungemein Anregendes in solcher Wasserfahrt liegen; sicher übt dies Leben Einfluß auf die Entwickelung des Charakters der Thalbewohner; sie sind Wasserhelden so gut wie die Bewohner vieler Küstenländer.

---

54. Das Fischland.

1. Die Schwarzwaldstämme gehn den Rhein hinab nach den holländischen Schiffswerften. Aus dem Böhmerwald trägt die Elbe das Bauholz nach Hamburg, von den Sudeten liefert die Oder es nach Stettin, aus Polens Wäldern bringt die Weichsel es nach Danzig, wo überall auf deutschen Werften Schiffe in Menge gebaut werden, vom Flußkahn und Küstenfahrzeug an bis zur riesigen Fregatte und dem weltumsegelnden Dreimaster. An der Nord- und Ostseeküste sind die kräftigen Seeleute zu Haus, für welche die deutsche Kriegs- und Handelsmarine noch immer nicht Raum genug bietet, und die auch die Herren des Meeres, die Engländer, zu ihren besten Matrosen zählen.

Gegenüber der Insel Rügen zieht sich eine meilenlange und ziemlich

Digitized by Google

breite Halbinsel ins Meer, die halb zu Preußen, halb zu Mecklenburg gehört, dort der „Darß" und hier „das Fischland" genannt wird. Wer aus den schönen Schwarzwaldthälern oder der blühenden Rheinebene plötzlich hierher versetzt würde, könnte die Einwohner dieses Landstrichs nur bedauern, die auf so unfruchtbarem Sandboden ihr bißchen Ernte mühsam gewinnen müssen. Spärliche Nadelwaldungen ziehn sich in langen Strecken, oft von leeren Sandstellen unterbrochen, dahin; nur hier und da wächst dürftiger Hafer, Buchweizen und Kartoffeln. Magere, zottige Pferde von so kleinem elenden Aussehen, daß man in ihnen nicht die hochberühmten mecklenburger Rosse zu erkennen vermag, mit nicht viel besseren Kühen oder einigen grobwolligen schmutzigen Schafen untermischt, laufen frei umher, gierig die wenigen dürren Grashalme absuchend. Ein schlechtes Los ist diesen fischländischen Pferden zuteil geworden; denn ist der Winter lang und streng und reicht der spärliche Heuvorrat zu ihrer Erhaltung nicht aus, so müssen getrocknete zerstoßene Fischgräten, Tannennadeln und Schilf zur Aushilfe mit dienen. Trotz alledem sind sie gewandt und von fast unermüdlicher Ausdauer, daher für leichteren Gebrauch im ganzen Lande beliebt, wie auch 1813 die Kosaken viele ihrer abgängig gewordenen Pferde durch Fischländer ersetzten. Hohe Dünen von ewig lockerm Triebsand, nur hier und da mit Strandhafer besetzt, begrenzen den Saum des Meeres, von dessen dunklem Grün der weiße Sand grell absticht, den leider der Sturm oft ins Land hineintreibt. Zahllose Möwen bewohnen diese Dünen, schöne Vögel mit weißem oder perlfarbigem Gefieder, die gleich schnell die Luft durchschneiden und im Wasser tauchend ihre Beute erhaschen. Nur ihre widrige Stimme ist unangenehm; doppelt gellend klingt sie, wenn ein Sturm im Anzuge ist. Und der kleine Fischländer Bube läuft dann nach Haus und ruft in seinem uns unverständlichen Platt: „Mutter, es wird wehen, die Möwe schreit so toll!" Wenn ein Reisender einmal im Sommer in diese Gegend kommt und den Wagen von keuchenden Pferden durch den tiefen Sand schleppen läßt, so wird er sich wundern, fast nur Frauen bei der Feldarbeit zu erblicken. Aber wenn er dann in ein Dorf kommt, werden ihn die kleinen einstöckigen Häuser durch ihre Zierlichkeit überraschen. Das Dach ist mit roten Ziegeln gedeckt, die Wände sind hell, die Thüre und die Fensterrahmen, in denen große, hellgeputzte Scheiben schimmern, sind grün gestrichen, und der Beschlag daran ist so blank geputzt, wie er nur auf einem Kriegsschiffe sein könnte. Der kleine Blumen- und Gemüsegarten ist gut gehalten, und man wundert sich, bei so elendem Acker solchen Wohlstand zu sehen. Hier ist fast jeder Seemann, nur ein sehr geringer Teil der Bewohner, der in den größeren, aber schmutzigeren Häusern lebt, treibt ausschließlich den Ackerbau, sonst liegt diese Sorge den

Digitized by Google

Frauen und Greisen ob, und die übrigen Männer legen nur Hand mit an, wenn sie vielleicht in den Wintermonaten, wo das Eis die Schiffahrt hemmt, auf kurze Zeit zu Hause sind. Rostock und Stralsund bekommen von hier ihre meisten Kapitäne und Matrosen für ihre Schiffe, und die fischländischen Seeleute sind wegen ihrer Tüchtigkeit, Sparsamkeit und Mäßigkeit allgemein beliebt.

2. Kaum hat der Knabe die Schule verlassen, so will und muß er fort, weit auf das Meer, das er, sobald er nur gehn konnte, auch schon an der Küste mit dem leichten Nachen befuhr; ein unwiderstehlicher Drang zieht ihn dort hinaus, er würde auf dem Festlande nur verkümmern. Dieselben Menschen, die, wenn das Los sie zum Militärdienst verurteilte, als Soldaten beim Exerzieren wegen ihres Ungeschicks und ihrer Verdrossenheit der Spott des dümmsten Bauerburschen waren, klettern in dunkler Nacht wie Katzen auf den höchsten Mastkorb, wenn der Sturm das Schiff wie einen Spielball umherschleudert, und werden sich keinen Augenblick bedenken, im winzigen Boot durch die tobende Brandung zu steuern, wenn es gilt, ein Menschenleben zu retten. Nicht auf ihren Reisen braucht man sie zu begleiten, um dies zu sehen. Ein schwerer Sturm ist losgebrochen, höher als die kleinen Häuser rollen die grünen Wogen der Ostsee heran und brechen sich schäumend am Strande. Da plötzlich heißt es im Dorfe, ein Westindienfahrer sei auf die Sandbank geraten und die Mannschaft gäbe Hilfszeichen. Alles eilt der Düne zu, nicht achtend des Sturmes Wehen und des fast blendenden aufgewirbelten Sandes. Nur wenige kräftige Seeleute sind dabei, die durch Krankheit oder Zufall von der Reise zurückgehalten waren, aber Greise, Frauen und Kinder springen in die Böte, selbst kleine Buben, die kaum die Hosen angezogen, wollen sich nicht ausschließen und klatschen in die Hände, wenn sie die Erlaubnis dazu bekommen. So wagen sie freudig ihr Leben und lenken kühn den Kahn durch die Brandung, um die Menschen und vielleicht auch noch Schiffsgut zu retten, ehe die Wellen das gestrandete Schiff zerbrechen. Und die armen Schiffbrüchigen finden den gastfreundlichsten Empfang; es ist ja so leicht keine Familie, in der nicht auch schon irgend ein Mitglied Schiffbruch gelitten hätte.

3. Oft hat der harte nordische Winter die Ostsee, so weit das Auge reicht, mit mächtigen, teils verbundenen, teils freischwimmenden Eisschollen bedeckt, ein schneidender Nordwind pfeift dabei durch die Luft, und dunkle Wolken verkünden baldiges Schneegestöber. Da wird ein Schiff, zwischen diesen Eisschollen eingefroren, sichtbar, das durch Notzeichen andeutet, daß

Digitized by Google

ihm der Proviant ausgegangen. Oft in strengen Wintern geschieht es, daß Schiffe in große Eisfelder geraten, darin einfrieren und dann oft wochenlang mit ihnen herumtreiben müssen. Unendliche Beschwerden muß dann die Mannschaft solcher Fahrzeuge ertragen: das hartgefrorne Tauwerk zerschneidet den Matrosen die Hände, Mundvorrat und Feuerung beginnen oft auszugehn, und man hat Beispiele, daß sämtliche Leute darauf vor Hunger und Kälte umgekommen sind. So wie die Matrosen im Dorfe, die im Winter in großer Zahl zu Hause sind, das Signal sehen, bereiten sie sich vor, Hilfe zu bringen. Trotz Kälte und Sturm ziehen 20—30 junge Burschen, alle einen Sack mit Kohlen, Brot, Fleisch und Rumflaschen auf den Rücken gebunden, aus, um das Schiff zu erreichen. Es ist dies oft ein sehr gefährliches Unternehmen. Mit Eissporen an den großen Wasserstiefeln, die das Ausgleiten verhindern, müssen sie oft von Scholle zu Scholle springen, stets in Gefahr, abzugleiten oder den Sprung zu kurz zu machen. Sind die Spalten zu breit, so legen sie Bretter hinüber, die sie zu diesem Zweck stets mitnehmen. So erreichen sie oft erst nach vielen mühevollen Stunden das Schiff und bringen der Mannschaft die ersehnte Zufuhr, die sie nur zum Selbstkostenpreise abgeben, ohne sich ihre Mühe und Gefahr bezahlen zu lassen. Überfällt sie ein Schneegestöber und die Nacht bricht herein, so wird die Gefährlichkeit des Weges sehr erhöht. Mitunter hat es sich auch schon ereignet, daß die Eismasse sich unterdessen vom festen Lande trennte und die Abgeschnittnen mehrere Tage darauf herumtrieben, bevor sie wieder die Heimat erreichen konnten, ja selbst alle darauf erfroren. Alles dies aber wird die Matrosen des Fischlandes nie abhalten, eingefrornen Schiffen im Winter alle nur mögliche Hilfe zu bringen.

4. In der Regel kommen die Ostseefahrzeuge für einige Wintermonate nach Hause und entlassen dann ihre Leute, um den Winterlohn zu sparen. Dann herrscht in den fischländischen Dörfern ein reges, munteres Leben, das von der Stille des Sommers sehr absticht. Die verheirateten Kapitäne und älteren Männer besorgen ihre kleine Wirtschaft, streichen ihre Häuser und Hausgerätschaften selbst mit Ölfarbe an und versammeln sich abends im Wirtshause beim Glase Grog, um von ihren letzten Reisen zu erzählen. Das junge Volk macht Jagd auf Enten und wilde Schwäne, tanzt am Sonntag und treibt allerlei Kurzweil. Aber im März will alles wieder in die Hafenstädte. Wohin die Reise geht, ist dem Matrosen ganz gleichgültig, ob das Schiff nach Konstantinopel oder nach Brasilien segelt, oder ob er Dienst auf einem „Grönlandfahrer" bekommt und bei Spitzbergen mit Walrossen und Eisbären kämpfen muß, was kümmert's ihn, wenn er nur wieder

Digitized by Google

hinaus in die See kommt und die „Heuer“ (der Monatslohn, gewöhnlich 12 Thaler betragend) hoch genug ist. Oft kommt es vor, daß ein Schiff so von Hafen zu Hafen fährt und erst in 4—5 Jahren die Heimat wieder begrüßt, und der kleine Bube des Kapitäns, den bei seinem Weggang die Mutter noch als Säugling auf dem Arme trug, springt jetzt munter dem Vater, von dem ihm so viel erzählt worden, entgegen, und weiß schon die Schiffsleiter flink wie ein Eichhörnchen zu erklimmen. Oft freilich kommt statt des heißersehnten Fahrzeuges die Trauerpost, daß es im letzten Sturm „mit Mann und Maus“ untergegangen, und manche junge Witwe, manche greise Mutter trauert ihr Leben lang um die untergegangenen Seeleute.

5. Ist das Äußere der Häuser im „Fischlande“ schon in hohem Grade ansprechend, so ist es noch mehr das Innere. Die sauber geweißte Diele, auf der gewöhnlich einige blank polierte Schränke stehn, ist mit zierlichen holländischen Klinkern, stets rein gewaschen, in bunten Mustern belegt. Das Wohnzimmer ist ganz wie eine Schiffskajüte, nur in etwas vergrößertem Maße, eingerichtet, mit vielen Wandschränken in den Wänden, die oft ganz mit gefirnißtem Holz ausgetäfelt sind. An der Decke hängt gewöhnlich ein gut geschnitztes, bis auf das kleinste Tauwerk getreues Modell des Schiffes, auf dem der Mann fährt, von diesem in müßigen Winterstunden geschnitzt, sonst noch Kokosnüsse, große Muscheln, ein kleines Haifischskelett, kurz ähnliche von den Reisen mitgebrachte Merkwürdigkeiten. Kommt man als Fremder in solch Haus, so wird man so gutmütig wie dringend eingeladen, eine Erfrischung anzunehmen, und bekommt dann so guten starken Kaffee oder so feinen Zucker, so echten Rum, wie man es nur selten im deutschen Binnenlande findet. Was aber noch mehr auf dem Dorfe überrascht, ist das feine englische Porzellan, die krystallne, mit Silber eingefaßte Zuckerdose, die schweren, gutgearbeiteten silbernen Löffel. Es ist nämlich Sitte, daß jeder fischländische Seemann bei der Heimkehr im Herbst seiner Frau oder Braut irgend ein derartiges Geschenk für den Hausstand mitbringt, und so sammelt sich denn in den Wohnungen der wohlhabenderen Kapitäne allmählich eine Menge ganz wertvoller Sachen. Dabei gehn aber dieselben an Bord ihres Schiffes in kurzer Jacke von grobem Tuch und essen mit ihrer Mannschaft aus derselben Schüssel. Eigentlich Arme giebt es unter ihnen nicht. Denn wird ein Matrose alt und schwach und kann nichts mehr verdienen, hat auch vielleicht nichts erspart, so nimmt die ganze Gemeinde sich seiner und seiner Familie auf das bereitwilligste an. Man sieht, trotz der Öde und Rauheit wohnen so glückliche und rechtschaffene Menschen im „Fischlande“, wie nur irgendwo in der Welt. Die Erde giebt ihnen wenig, desto mehr aber das weite, unendliche Meer.

Digitized by Google

55. Diem perdidi.

Eine wahre Geschichte.

1. Diem perdidi ist lateinisch und heißt auf deutsch: ich habe einen Tag verloren. Diem perdidi hat der römische Kaiser Titus gesagt, wenn er sich zu Bette legte und den Tag über keine gute That gethan hatte; es war ein guter Kaiser, der Kaiser Titus. Es giebt, Gott sei Dank, noch manchen, der eben so denkt, und mancher hat so gedacht, und von einem soll die nachfolgende Erzählung handeln, in der alles wahr ist, nur sind ein paar Namen verschwiegen und das Dorf Eichenbach heißt auch anders.

Es war im Frühling 1808. Die Morgensonne beschien die taufrischen Wiesen und die noch hellgrünen Eichen, zwischen denen auf dem schattigen Wege ein kräftiger Mann der Stadt zuschritt. Sein Schurzfell verriet den Maurer; unter dem Arm trug er ein Brot in ein Tuch geschlagen. Aber er sah offenbar nichts vom Sonnenschein um sich her, seine Augen blickten trübe, als er sich nah bei der Stadt auf eine Bank setzte und von dem Brot etwas zum Frühstück herunterschnitt. Er hatte wohl Grund zum Kummer, der Maurermeister Müller. Sein kleines Vermögen hatte er durch Untreue eines Freundes verloren. Das Häuschen, das er am Ende des Dorfes bewohnte, mußte er in acht Tagen räumen, da der Gutsherr seinen Park vergrößern ließ und die alte Hütte abgerissen werden sollte, und noch wußte er nicht, wohin mit seinen Kindern und ihrer kranken Mutter. Schon lange war seine Frau krank, und, um Arzt und Apotheker zu zahlen, waren dem geizigen Dorfschulzen sämtliche Fahrnisse des Maurers für 300 Gulden verpfändet. Jetzt war die Frist verstrichen, das Geld konnte Müller nicht aufbringen, und so sollten auch seine Sachen versteigert werden. Das alles drückte zentnerschwer auf den armen Mann. Wohl war es ihm eine Freude gewesen, daß sein guter Nachbar, der Schmied Ulrich, seinen ältesten Knaben, den fünfzehnjährigen Heinrich, als Lehrjungen ins Haus nehmen wollte, um den Eltern die Sorgen zu erleichtern und einen tüchtigen Schmied aus ihm zu machen; aber vergeblich tröstete die Kranke ihn immer wieder und verwies ihn auf Gott, den Helfer in der Not; hoffnungslos und mutlos blickte er vor sich hin und konnte das Vertrauen auf Gottes Beistand nicht mehr finden.

In seine Gedanken vertieft, bemerkte er einen alten, feingekleideten Herrn nicht eher, als bis sich derselbe mit einem freundlichen „Guten Morgen, schmeckt's?“ neben ihm auf der Bank niederließ. „Woher des Wegs so früh?“ „Von Eichenbach. Ich arbeite an der neuen katholischen Kirche.“ „Aha,

Digitized by Google

die mein Freund Weinbrenner baut?" Der Maurer zog die Mütze. Das mußte ein vornehmer Herr sein, wenn er den Baumeister Weinbrenner seinen Freund nannte. Er faßte sich ein Herz und fragte: „Sie sind wohl auch ein Baumeister, wenn man fragen darf?" Der alte Herr erwiderte lächelnd: „Ja, ja, ich möchte auch ein stattliches Haus bauen, bin aber noch am Fundament, das tüchtig werden muß." „Da haben Sie recht, Herr Baumeister, ein tüchtig Fundament ist die Hauptsache." „Ihr wollt wohl für heut auch ein tüchtig Fundament legen," sagte der Fremde und wies auf den Laib Brot. „Freilich," erwiderte dieser lachend, denn es that ihm wohl, daß der Herr Baumeister so freundlich war — „aber das muß bis Mittag vorhalten, und dann weiß ich erst nicht, ob ich etwas andres drauf zu bauen habe, obschon es ganz gut etwas vertragen könnte." Der alte Herr schaute den Maurer überrascht an, die Antwort schien ihm zu gefallen. „Wollt Ihr etwas drauf bauen? Was meint Ihr zu einem Kalbsbraten und einer Flasche Wein?" „O Herr," antwortete der Maurer fast betrübt, „so etwas kommt nicht an unsereinen!" „Ich will Euch etwas sagen," fuhr der Unbekannte fort, „Bauernbrot ist gutes Brot; ich habe noch nicht gefrühstückt, und Ihr habt mir Appetit gemacht mit Eurem Brot. Gebt mir ein Stückchen ab!" Damit nahm er den Laib und das Messer in die Hand und schnitt ein tüchtiges Stück herunter, fast mehr als dem Maurer lieb war, denn das Brot sollte für den Tag reichen. Sein Appetit schien aber nicht groß zu sein, denn er aß nur wenig, steckte den Rest in die Tasche und sagte: „Hört, Meister Maurer, das Fundament ist etwas trocken, Ihr sollt aber etwas zum Anfeuchten haben." Damit zog er seine grünseidne Börse heraus, legte einen Kronenthaler hin — „da, trinkt Meister Weinbrenners Gesundheit" und entfernte sich auf einem Seitenwege. Müller hielt verlegen den Thaler in der Hand und wußte nicht, sollte er ihn nehmen oder nicht; der Handel um ein Stück Brot war ihm doch sonderbar. Da sah er etwas im Wege liegen, kaum zwei Schritt von der Bank, es war die grüne Börse, voller Gold- und Silberstücke. Das Blut schoß ihm ins Gesicht, als er die Börse prüfend in der Hand wog, und das Herz klopfte ihm gegen die Rippen. Er hatte einen Reichtum vor sich, der seinem Elend ein Ende machen konnte; — ein häßlicher Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, und die Hand zitterte, die den Geldbeutel hielt. Aber nur einen Augenblick schwankte er, dann betete er: „Herr, führe mich nicht in Versuchung", und sprang dem Fremden nach, der gerade, als er atemlos herankam, in einen Wagen stieg, der auf ihn gewartet hatte. Reden konnte Müller nicht, aber er warf ihm das Geld in den Wagen. Erstaunt ließ der alte Herr halten, und nachdem er die Börse eingesteckt und sich bedankt hatte, fragte er: „Wie heißt Ihr,

Digitized by Google

Mann?" „Müller, Herr Baumeister, Maurermeister Müller, obwohl ich jetzt nur als Geselle arbeite." „Es scheint Euch nicht besonders gut zu gehn, wenn Ihr als Geselle arbeitet und doch Meister seid?" „O nein, Herr, es geht mir herzlich schlecht." „Erzählt mir," sagte der alte Herr freundlich, „wie Ihr in diese traurige Lage gekommen seid." Nun erzählte Müller alles und schloß: „Ja, lieber Herr, ich bin schlimm daran. Meine Kartoffeln sind aufgegessen, das Brot ist teuer und sieben Menschen wollen ernährt und gekleidet sein. Da konnte mein Gesellentagelohn nicht ausreichen, ich bin in Schulden geraten, und in acht Tagen, Herr, just an dem gleichen Tage, wo ich mit meinem kranken Weibe auf die Straße geworfen werde, will mein unbarmherziger Gläubiger mich auspfänden lassen. Sie dürfen mir glauben, lieber Herr, da schafft sich's mit schwerem Herzen." „Das ist viel Unglück," sagte der alte Herr mitleidig. „Und habt Ihr nie den Mut verloren mit dieser großen Last auf dem Herzen?" „Nein, Herr, bis heute nicht, und wenn ich ihn verlieren wollte, hat der Gedanke an mein liebes krankes Weib oder ein tüchtig Wort vom Schmied Ulrich mich wieder stark gemacht." „Wer ist dieser Ulrich?" „Der Ulrich, Herr, ist ein Freund von mir, und der wackerste Mann unter Gottes blauem Himmel." „Meister Müller," sagte der alte Herr, „Ihr seid ein braver Mann; denn wie mir scheint, hat Euch Gott heut früh eine schwere Versuchung in den Weg gelegt, und Ihr habt die Probe wacker bestanden," und dabei blickte der Herr bedeutungsvoll auf den grünen Beutel, den er in der Hand hielt. Dem Maurer war die rote Glut ins Gesicht gestiegen und, ganz nahe an den Wagenschlag tretend, sagte er mit fast bebender Stimme: „Lieber Herr ich will es nur gestehn, es ist ein schweres Ding für einen armen Mann wie ich, einen Beutel mit Gold finden und wissen, daß Weib und Kinder daheim Hunger leiden müssen. Ich habe ein paar schwere Minuten gehabt, Herr, Gott schütze Sie davor. Doch es schlägt 7 Uhr auf der Stadtkirche, ich muß zur Arbeit. Guten Tag, Herr, und nochmals Dank!" und damit eilte er der Stadt zu. Der Fremde hatte sich im Wagen aufgerichtet und blickte ihm nach, dann rief er dem Kutscher zu: „Nach Eichenbach!"

2. Die Eichenbacher Bauern wunderten sich nicht wenig, als der schöne Wagen, mit den zwei prächtigen Schimmeln bespannt, vor ihrem Pfarrhause hielt. Der Fremde trat schnell ein, und nach kurzer Zeit trafen sich vor der Thür auch der dicke Schulze, Müllers unbarmherziger Gläubiger, und der Schmied Ulrich, die beide herbeigerufen waren. Etwa eine Stunde verweilte der alte Herr beim Pfarrer, dann trat er heraus und bestieg seinen Wagen. Dem Pfarrer schüttelte er zum Abschied die Hand, rief dem Schmied Ulrich

Digitized by Google

zu: „Keinen Mund gehalten, Meister! Verderbt mir die Freude nicht!“ und sagte dann, zum Schulzen gewandt: „Ihr, Herr Vogt, habt nur über meine Person zu schweigen, übrigens mögt Ihr plaudern, denn was Ihr zu thun habt, muß doch bekannt werden. Guten Morgen! Friedrich, nach Hause!“ Der Wagen war bald den Männern aus den Augen, die ihm nachschauten. „Vivat“, rief Ulrich und warf die Lederkappe in die Höhe, „das ist einmal ein Herr, für den ließe ich mich lebendig rösten!“ „Gott segne ihn,“ sagte der Pfarrer, „ein guter Herr, ein edles Herz!“ „Ein kurioser Herr,“ brummte der Schulze. „Möchte nur wissen, was er mit dem Ulrich so lange zu verhandeln hatte! Und einen Bauplatz mit Garten dran soll ich ihm kaufen? Schön, schön, und er soll ihn auch bezahlen, er hat es ja dazu,“ und mit einem „Guten Morgen, Herr Pfarrer,“ den derselbe nur mit Kopfnicken erwiderte, ging der Dorfschulze fort. „Da geht er hin, der dicke, scheinheilige Schuft!“ rief Ulrich ihm erbittert nach. „Auch seine Stunde wird schlagen, Meister,“ sprach der Pfarrer, „und heut hat die Glocke zum erstenmale gewarnt. Jetzt geht, seid vorsichtig, und schweigt. Ich will meine Haushälterin zu der Kranken schicken und den Doktor holen lassen, hoffentlich machen wir sie bald wieder gesund!“ Als abends der Maurer von der Arbeit heimkehrte, saßen seine Kinder vergnügt um den Tisch und verzehrten ein gutes Abendbrot aus dem Pfarrhause, und die Kranke, durch Arznei und alten Wein erquickt, streckte ihm lächelnd die Hand entgegen, der Arzt aber, der an ihrem Bette saß, gab ihm die Versicherung, daß bei solch guter Pflege seine Frau bald wieder vollständig hergestellt sein würde.

Acht Tage waren seitdem vergangen. Der Schulze hatte im Auftrag des fremden Herrn einen schönen Bauplatz nebst Grasgarten erstanden für schweres Geld, wie er sagte, aber es war offnes Geheimnis im Dorfe, daß ein Dritteil des Kaufpreises in seine Tasche gewandert war. Das war eine kleine Eigentümlichkeit des Herrn Vogt, eine vorteilhafte Art, Geschäfte zu betreiben. Die Bauern zerbrachen sich die Köpfe, wer eigentlich das Haus bauen wollte, zu dem schon die Mauersteine beigeführt wurden. Aber die drei, die es wußten, verrieten das Geheimnis nicht. Meister Müller sah mit Freuden, wie seine Frau sich täglich erholte, und vergaß dabei manchmal sogar, daß der schwere Tag immer näher rückte, an dem seine Sachen versteigert werden sollten. Aber der Herr Schulze vergaß so etwas nicht, und als der Tag der Pfändung herankam, versammelten sich die Bauern und ihre Weiber in Müllers Häuschen. Frau und Kinder hatte der Pfarrer sich schon geholt, der Meister selbst aber stand in einer Ecke des Zimmers und sah finster vor sich hin. In dem einzigen Lehnstuhle saß Schmied Ulrich und blickte spöttisch auf den Schulzen, der unter den Möbeln und Küchen-

Digitized by Google

geräten umherging und alles musterte. „Ich verliere mein bares Geld an dem Plunder," murrte er und gab einem unschuldigen Kübel einen Fußtritt, daß er in eine Zimmerecke rollte. „Meine Gutherzigkeit hat mir da wieder einen schönen Streich gespielt." Die Bauern steckten die Köpfe zusammen und kicherten. Der Schmied aber brach in ein schallendes Gelächter aus: „Ja, Eure Gutherzigkeit, Herr Vogt, ja ja, die ist ein Hauptfehler an Euch. Er ist so gutherzig! Und jetzt wollt Ihr den armen Leuten in Eurer Gutherzigkeit die letzte Habe nehmen? Ich warne Euch, Herr Vogt, man kennt den saubern Handel, mit dem Ihr den Müller zu Grunde gerichtet!" Der Schulze starrte Ulrich mit Erstaunen an. „Was schwatzt Ihr da? Ich glaube, Ihr seid verrückt! Nun, steht nur aus dem Lehnstuhl auf, den kaufe ich, er paßt gerade in meine Ofenecke." Jetzt trat Meister Müller vor: „Herr Vogt, Ihr wißt wohl, als ich die 200 Gulden, die Ihr mir geliehen, zu Weihnachten nicht zahlen konnte, habt Ihr mir Frist bewilligt bis heut, unter der Bedingung, daß ich Euch 300 verschreiben mußte. Ich bin in Eurer Hand und kann nichts machen. Nehmt mir alles, aber den alten Lehnstuhl laßt mir, in dem Stuhl ist mein Vater gestorben." Thränen erstickten seine Stimme. Aber der Vogt antwortete höhnisch lachend: „Ein schöner Grund, mich um das einzige gute Stück unter dem Gerümpel zu bringen!" Die Bauern riefen durcheinander: „Das ist schlecht, Herr Vogt, — so geht man mit den Leuten nicht um —, sein Vater ist darin gestorben," — aber alle übertönte die Stimme des Schmieds, der aufgesprungen war und dicht vor den Schulzen trat. „Jetzt ist's genug! Da habt Ihr Euer Sündengeld," rief er und warf drei Geldrollen auf den Tisch. „Es thut mir leid, Müller, daß ich Euch diese Stunde nicht sparen konnte, aber dem fetten Sünder dort sollte bis zuletzt Zeit zur Umkehr gegeben werden. Jetzt ist's vorbei, und jetzt rechtfertigt Euch, wenn Ihr könnt!" Alle Blicke wandten sich nach der Thüre, auf die der Schmied mit erhobner Hand deutete; der Schulze aber wurde käsebleich und stotterte: „Der Herr Oberamtmann!" Mit ernstem Blick trat der Beamte vor. „Ulrich, Ihr habt Eure Sache gut gemacht. Schulze, Ihr seid Eures Amts entsetzt, das Gericht wird über Eure Zukunft entscheiden. Ihr, Meister Müller, habt Euch heut vor acht Tagen einen Freund erworben, der Euch durch mich seinen Gruß sendet. Eure Schuld ist von ihm bezahlt, und in dem Hause hier dürft Ihr weiter wohnen, bis Ihr Euer eignes gebaut habt, denn für Euch ist der Bauplatz gekauft, für Euch sind die Steine zum Bau angefahren!" Müller hielt sich zitternd vor Aufregung an dem Lehnstuhl. Während der Schulze abgeführt wurde, war der Pfarrer leise mit der Frau und den Kindern eingetreten und legte ihm jetzt die Hand auf die Schulter. „Faßt Euch, Mann! Man muß auch

Digitized by Google

das Glück ertragen können!" „Herr Pfarrer, um Gottes willen, wer ist es, dem ich danken kann? Ist es der Baumeister, der von meinem Brote aß?" „Wohl ist es der Baumeister, der Euer Lebensglück wieder aufgebaut hat, der Mann, der einen Tag für verloren hält, an dem er nicht jemand glücklich gemacht hat," sprach der Pfarrer und zog das Käpplein vom Kopfe, „es ist unser Großherzog, Karl Friedrich!" Laut weinend stürzte die Frau ihrem Manne in die Arme, Schmied Ulrich aber rief: „Hoch lebe unser Großherzog, der Wohlthäter der Armen!" Alle stimmten ein, und wohl noch nie ist eine Versteigerung mit solchem Jubel beschlossen worden.

---

86. Karlsruher Schulknaben vor achtzig Jahren.

Mein Vater war auf Schloß Birkenfeld auf dem Hundsrück geboren, das damals zu Baden gehörte. Der Großvater, der dort markgräflicher Baumeister war, wurde i. J. 1799 nach Karlsruhe versetzt und zog mit seiner Familie dahin. Da war allerdings die schönste Zeit für den Vater vorbei. Denn auf Schloß Birkenfeld war Freiheit, Wald und Feld; zwischen Pferden, Kühen, Schafen und Hühnern trieben sich die Buben des Landbaumeisters mit denen des Forstmeisters und Gerichtsaktuars umher, die alle dort wohnten. Nun auf einmal mußten wir herunter in die enge geradlinige Residenz, damals eine Stadt mit 12000 Einwohnern, wo jeder den andern kannte. Der Hauslehrer verließ uns, mit dem sich doch noch immer über die Stunden reden ließ, wenn er auch den wenig empfehlenswerten Namen „Ochs" führte; statt dessen ging es in die Schule, in das damalige „Lyceum illustre," das nicht weit vom Spitalplatz war. Da gab's gleich die ersten Thränen bei dem gestrengen Lehrer und bei den Mitschülern die ersten Kämpfe. Denn es war in Karlsruhe nicht anders als wie in andern Schulen; man mußte sich den Einlaß erkämpfen. Es geht dem Büblein wie Meister Gockler, dem Hahn, der auf einen fremden Hof oder Düngerhaufen kommt, und sich in manchem ritterlichen Strauß erst das Hausrecht erobern muß. Ein Umstand verschlimmerte aber die Sache gewaltig. Der Großvater, der seiner Zeit lange in England gewesen, hatte eine besondere Vorliebe für dieses Land und seine Sitten, und kleidete deshalb auch seine Buben englisch. Ein blaues, feines Wämschen über die Brust, den Hals offen und den weißen Hemdkragen breit über das Wams gelegt, weiße Hosen, Schuhe, auf dem Kopf aber nur kurzgeschnittne Haare und sonst nichts darauf, kein Hut und keine Mütze, so zogen zum Schrecken der Karlsruher Lyceisten die englisierten Hundsrücker auf. Denn die Karlsruher „Herren Buben" trugen große lange Überröcke mit gelben Auf-

Digitized by Google

schlägen am Kragen und an allen Ecken des Rockes, welcher über die Kniee ging, gelblederne Beinkleider, die über dem Knie zugeknüpft waren, große Stulpenstiefel und schwarze hohe Halsbinden, aus denen der Kopf mit Mühe herausschaute; oben auf dem Kopfe pomadisierte und gebrannte Locken und lange Zöpfe, die bis auf den Boden reichten, wenn sie das höchste Maß der Schönheit hatten, auf dem Kopfe ein dreieckiger Hut im Sommer, und im Winter eine dicke Pelzkappe mit langem, oben überliegendem Fuchsschwanz, so stiegen die Eingebornen daher. So kam's denn bald zu Schlägereien, und die Zöpfe mußten gehörig dran glauben, bis endlich Friede ward. Um zehn Uhr erhielten die Reicheren ein Frühstück, bestehend in einem Glase Wein und einem Stück warmen Braten, das die Bedienten im Schulhofe servierten. Oft erzählte uns der Vater, wie die andern minder reichen zu einem Bäcker wanderten, der in der Nähe des Lyceums wohnte. Der backte „Salzwecken" und „Hörnle" und ums Neujahr herum die „Dambedei", Männlein und Fräulein in Bretzelteig. Da passierte es ihm einmal, daß er über dem Backen einschlief und sämtliche Dambedeis schwarz verbrannten. Die Frau schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie den Schaden besah, und rief: „Mann, es ist alles hin!" Er aber besann sich und sagte: „Mutter, geh und rupf dem Gockler seine schönsten Federn aus." Kopfschüttelnd ging die Frau hinaus und bald hörte man das Gewinsel des Hahns. Als sie die Federn brachte, nahm sie der Bäckermeister und setzte eine nach der andern auf die Häupter seiner schwarzen Legion und wartete, bis er den ersten Buben zur Schule gehn sah. Den rief er herein, gab ihm eins von den Prachtexemplaren zum Präsent und sagte: „Büble, heut ist Dreikönigstag, da hat's lauter Mohrenköpfe gegeben, da hast du einen; sag's nur den andern. Das Büblein bewunderte den schwarzen Mohren und zeigte ihn zum hohen Ergötzen in der Schule. Um zehn Uhr aber stürmte die Jugend die Bäckerei alle wollten „Mohrenköpfe" haben, und in wenigen Minuten war der ganze Vorrat aufgeräumt. Schmunzelnd sagte aber der Bäcker: „Siehst du, Frau, es kommt viel auf den Namen an, den man einer Sache giebt," womit derselbe eine große Wahrheit ausgesprochen. So trocken und philisterhaft die damalige Stadtjugend auch aussah, so spukte doch in den bezopften, pomadisierten Köpfen allerhand Bubenmutwillen. In der Residenz war auch ein Theater und da hineinzugehn eine Hauptfreude. Aber woher das Geld nehmen? Da gab's nur ein Mittel, das war — selbst mitspielen. Freilich stand keiner von den Buben auf dem Theaterzettel, sondern sie kamen unter die Rubrik Volk ꝛc. Unter anderm war ein beliebtes Stück „das Donauweibchen", in welchem tanzende Säcke vorkommen. Schnell waren die Hundsrücker Jungen bereit, einen solchen mit Empfindung zu spielen. Also

Digitized by Google

hinein in den Sack, und dafür das nächste Mal ein Freiplatz im Theater. Aber der unglückliche Sack war nicht festgenäht und platzte mitten in der Vorstellung im Theater beim Tanzen. Der Onkel, des Vaters Bruder, purzelte aus dem Sacke heraus vor die zuschauende Menge, die ihn sofort erkannte und wie aus einem Munde erstaunt rief: „Das ist ja Frommels Eduard!" Das gab zu Hause eine Scene, und die Bretter wurden für lange Zeit verboten.

---

57. Der Bahnwärter Martin.

1. Wenn auch nach dem Kalender der Winter erst am 22. Dezember seinen Anfang nehmen soll, so bewies doch der 16. Dezember des Jahres 18 . ., daß auch ein Kalender sich irren kann. Denn der Schnee lag so hoch, daß der einsame Wandrer, der auf dem Felde gegen den Nordoststurm sich durchkämpfte, bei jedem Schritte bis an die Kniee einsank, wenn er nicht gar in einen der mit Schnee gefüllten Bewässerungsgraben geriet, bis an die Hüften hineinfiel und sich mühsam herausarbeiten mußte, denn den Weg hatte er längst verloren. Und doch war es der alte Waldhüter Felix, der in seinem Revier sonst jeden Schritt kannte, aber der Schnee, der ihm ins Gesicht geblasen wurde, hatte ihn ganz verwirrt gemacht. War doch selbst sein treuer Hund nicht mehr bei ihm geblieben, und der wohlbekannte Pfiff seines Herrn brachte ihn nicht zurück. „Die Bestie wird wohl zum warmen Ofen heimgelaufen sein," murrte der Alte, „ich wollte nur, ich wäre auch erst so weit." Da leuchteten plötzlich durch die tiefe Nacht zwei rotglühende Augen auf, ein eigentümliches Brummen und Grollen ward vernehmbar, und ein schwarzes Ungetüm schob einen ganzen Schneewall vor sich her und schleuderte die Schneemassen zu beiden Seiten fort aus seinem Wege. „Jesus, die Eisenbahn!" schrie der Waldhüter. Im selben Augenblicke ward er von einer mächtigen Schneewelle erfaßt, umgeworfen und beiseite geschoben. Über ihm breitete sich der Schnee weiter aus, und nichts verriet nach wenigen Minuten, daß unter der kalten Decke ein Menschenherz schlug. Nicht weit von dem Platze, wo er lebendig begraben lag, stand das Häuschen des Bahnwarts Martin. Das Ehepaar saß am Tische und horchte auf das Heulen des Sturmes, der noch immer zuzunehmen schien. Plötzlich drang ein Ton wie ein langgezogener Weheruf an ihr Ohr, und bald noch einer, und dann ein kurzes Bellen. „Das ist ein Hund, der seinen Herrn sucht," sagte der Bahnwart. Er trat mit der Lampe ans Fenster und erblickte deutlich etwa 20 Schritt vom Hause einen schwarzen Hund, der, bis an den Bauch im Schnee stehend, eifrig grub. „Muß doch sehen, was da los ist;" sagte Martin, „ich meine

Digitized by Google

fast, den Hund sollte ich kennen. Komm, Marianne, laß uns nachsehen!" Gleich darauf trat er aus dem Hause, die Frau, die eine Laterne trug, folgte. „Faßan, bist du es?" rief er erschreckt, „was treibst du da?" Aber der Hund hörte nicht auf zu graben, und da, da zeigte sich in dem leuchtenden Schnee ein dunkler Fleck, und ein Ärmel und eine Hand wurden sichtbar, die der Hund winselnd zu lecken begann. „Da ist ein Unglück geschehen," rief Martin, „Frau, hilf schnell den Schnee wegräumen!" In zwei Minuten war der Körper von Schnee befreit, und der Mann leuchtete ihm mit der Laterne ins Gesicht. „Himmel, es ist der alte Felix! Der Schneepflug hat ihn überfahren!" Aber die Frau rief: „Er ist noch nicht tot, reibe ihn rasch mit Schnee, ich hole einen Schluck Branntwein." Dank den Bemühungen des wackeren Ehepaares schlug der Alte nach wenig Minuten die Augen auf, trank den Branntwein, den ihm die Frau vorhielt, mit einem Zuge aus, streckte sich und rief: „Brrr, was ist denn zum Henker mit mir passiert?" „Nun," rief Martin lachend, „wenn er wieder trinken und fluchen kann, hat es ihm noch nichts gethan." „So, Ihr seid's," sagte der Waldhüter und suchte sich aufzurichten, „jetzt besinne ich mich; ich glaube, der verwünschte Schneepflug hat mich in den Schnee gelegt."

2. Im warmen Bahnwärterstübchen erholte sich der Alte bald von seinem Schrecken und seiner Betäubung, und nachdem er noch ein Glas Branntwein, seine Universalmedizin, getrunken hatte, streckte er sich in Martins Großvaterstuhl behaglich aus, klopfte seinem Hunde den Kopf und reichte Martin die Hand. „Nun, Felix," sagte dieser, „Ihr könnt von Glück sagen; es macht selten einer so nahe Bekanntschaft mit dem Schneepflug, ohne ein paar Rippen oder gar den Hals zu brechen. „Ja wohl, Martin," erwiderte der Alte, „aber ohne Euch und den da hätte ich doch zu Grunde gehn müssen. Hol mich der Teufel, ich werd's Euch nie vergessen, Euch und dem Faßan." „Pfui, Felix," rief die Frau vorwurfsvoll, „Ihr solltet Gott danken für Eure Rettung und Euch das böse Fluchen abgewöhnen!" „Das geht nicht," sagte der Alte. „Gewiß bin ich unserm Herrgott dankbar, aber das Fluchen muß er mir nachsehen, ich hab's schon zu lange gethan, und solcher Ausruf macht einem das Herz frei; nicht wahr, Martin?" „Das ist schon wahr," sagte der, „aber es braucht ja nicht immer ein Fluch zu sein. Ich hab' mir's meiner Frau zuliebe abgewöhnt, und Potz Schienenkloben und Schwellenholz ist gerade so gut, wie Kreuzdonnerwetter früher war." „Nun," meinte der Waldhüter, „Euch zuliebe könnte ich mir auch Potz Tannenzapfen und Forstinspektor angewöhnen, nicht wahr, Faßan? uns kann's schon recht sein. Aber wohin wollt Ihr?" fragte er, als Martin den Mantel anzog, die

Digitized by Google

Mütze aufsetzte und die brennende Laterne in die Hand nahm, „Ihr wollt doch nicht in diesem Wetter die Bahn begehn?“ „Doch, doch, ich muß meine Pflicht thun, in einer halben Stunde kommt der Zug.“ „Eure Pflicht,“ lachte der Waldhüter. „Glaubt Ihr, daß heut noch ein einziger Bahnwart solcher Esel ist, in Sturm und Schnee auf der Bahn herumzustolpern, während der Inspektor und der Bahnmeister daheim in ihren warmen Nestern liegen? Ich denke, die kontrollieren Euch nicht in dieser Nacht.“ „Mag sein und geht mich nichts an,“ entgegnete der Bahnwart und griff nach der Thür, „ich bin ein alter Soldat und weiß, was ich zu thun habe, auch ohne Kontrolle, und damit Gott befohlen!“ „Martin,“ sagte jetzt die Frau und sah ihrem Manne sorgenvoll ins Gesicht, „es ist eine gar so abscheuliche Nacht, der Felix hat recht, bleibe nur diesmal da, thu's mir zuliebe, es wird nicht gerade heut nacht etwas passieren.“ „Potz Schienenkloben und Schwellenholz,“ rief der Bahnwärter ungeduldig und machte sich unsanft von der Hand seiner Frau los, „mische dich nicht in meinen Dienst, ich leide es nicht. Es wird nichts passieren heut nacht? Woher weißt du denn das so sicher? Und wenn auch, nur umso besser. Und jetzt hört mich, ich will Euch zum Abschied noch zwei Worte sagen. Man hat mir diesen Posten anvertraut und man bezahlt mich dafür, und ich will als braver Mann meine Pflicht thun in Ehren und bis ans Ende, und ich meine so in meinen Gedanken, dieser Posten sei der wichtigste auf der ganzen Bahn, wichtiger als der des Direktors oder Inspektors. So ist meine Ansicht, und wenn ich auf diesem Posten meine Pflicht nicht thue und ein gewissenloser fauler Hund bin, so kann alles zu Grunde gehn, und wenn alle so dächten und jeder sich für den wichtigsten hielte in meinem Sinne, so wäre alles wohlbestellt im Staate. So denke ich, und nun noch einmal Gott befohlen, und hört Ihr, Ihr alter Sünder von einem Waldhüter,“ setzte er hinzu und drohte halb lachend mit dem Finger, „redet mir nicht mehr in meine Sache hinein und seid froh, daß Ihr aus dem Schneeloch heraus seid!“ Und damit verließ der Bahnwärter rasch die Stube. „Meinetwegen geht,“ rief Felix ihm nach, „ich will mich indessen für Euch wärmen!“

Der Alte setzte sich im Lehnstuhl am Ofen wieder zurecht, rauchte und blickte die Frau von der Seite an, die still zu ihrem Spinnrade zurückgekehrt war. Endlich begann er: „Marianne, warum weint Ihr? So viel Sorge macht Euch doch nicht der Spaziergang Eures Mannes im Schnee?“ „Ach, Felix,“ antwortete die Frau, „Ihr wißt ja, wie viel Geld meine Krankheit gekostet hat, und da blieb uns nichts anderes übrig, als 100 Gulden zu borgen, und jetzt“ — sie holte ein Papier aus der Tasche — „da lest, er will uns auspfänden lassen!“ „Wer?“ rief Felix und sah in das Papier.

Digitized by Google

„Was, ein Zahlungsbefehl und es ist der reiche Meirer? der, von dem alle acht Tage die Wohlthaten in der Zeitung stehn? der will ordentliche Leute um lumpige 100 Gulden unglücklich machen? Nein, Marianne, das ist wohl nicht möglich!" „Doch," schluchzte die Frau, „mein Mann ist noch einmal zu ihm gegangen und wurde auch ganz freundlich empfangen, mußte sich setzen, und ein Bedienter mit Gold am Rock mußte ihm Wein anbieten. Aber als er um Aufschub bat und sagte, daß wir nicht zahlen könnten, da zuckte Herr Meirer die Achseln, bedauerte, nichts thun zu können. Die Sache sei schon in den Händen seines Anwalts, und das Geld könne er nicht entbehren, das sei für einen frommen Zweck bestimmt." „Der Lump, der . . ." grollte Felix, „hoffentlich vergilt ihm Gott noch einmal diese Art von Frömmigkeit. Wäre ich nur Großherzog oder unser Herrgott, ich wollte ihn —"

3. Aber er kam nicht dazu, seine Vorsätze auszusprechen, denn im selben Augenblick brauste der Sturm mit solcher Wut daher, daß mit Donnergepolter das Kamin herabstürzte und einen Teil des Daches mitriß. „Jesus, meine Kinder," rief die Frau und stürzte nach der Speichertreppe. Aber da ward die Thüre auch schon aufgerissen und ein derber Junge von etwa 16 Jahren, auf dem einen Arme einen Haufen Kleider, auf dem andern einen etwa vierjährigen Jungen und gefolgt von zwei andern Blondköpfen, alle nicht gerade ballmäßig angekleidet, stürmten in die Stube. „Mutter, das Dach ist eingestürzt, gerade neben unsrer Kammer; wie sind wir erschrocken, wir haben gemeint, das Haus wolle zusammenfallen!" rief der älteste Bube. Die Mutter hatte ihren kleinen Liebling auf den Arm genommen und küßte ihn, während er rief: „Pelznickel ist kommen, Pelznickel ist kommen, jetzt kommt auch bald das Christkind!" Der achtjährige Heiner aber rief: „Der Frieder ist aber mal ein Hasenfuß, der hat uns nicht helfen wollen, den Pelznickel durchprügeln, davongelaufen ist er!" „Ja, du hast recht," lachte Felix, „du bist ein großer Held, jetzt aber marsch in die Kleider mit euch, mit dem Schlafen ist's heut nacht doch vorbei." Eben waren die Knaben angekleidet und Felix mit Frieders Hilfe beschäftigt, ein Tuch vor eine zerschlagene Fensterscheibe zu hängen, durch die der Sturm trotz des Fensterladens den Schnee hereintrieb, als die Thür aufgerissen wurde und Martin bleich und atemlos in die Stube stürzte. „Weib," keuchte er, „schnell die Pechpfanne, die Pechkränze, rasch, rasch, oder es giebt ein gräßliches Unglück!" Mit diesem Rufe stürmte er in die Kammer nebenan und kehrte im Augenblick zurück, beladen mit zwei Pechpfannen und mehreren Ringen Pechkränzen. Während er hastig die eine Pfanne mit Pechkränzen füllte und dieselben an der Lampe in Brand steckte, so daß ein schwarzer Qualm die

Digitized by Google

kleine Stube verfinsterte, stieß er in abgebrochnen Sätzen hervor: „Marianne, Felix, helft, sonst ist alles verloren; nehmt Schaufel, Bickel, Axt und Säge, und folgt mir, so rasch ihr könnt," und zu den zwei ältesten Söhnen gewendet, rief er diesen zu: „Frieder, Karl, jeder nimmt ein Beil und begleitet die Mutter! aber rasch, rasch!" und er stürmte mit der brennenden Pechpfanne wieder zur Thür hinaus. „Jesus, welche Nacht!" seufzte die Frau, aber dann wurde kein weiteres Wort mehr gesprochen, und in einer halben Minute waren Felix, Marianne und die zwei Knaben mit Werkzeugen beladen und eilten dem Bahnwart nach. In der Stube war es wieder stille geworden. Faßan hatte sich bei dem Lärm zwar erhoben, legte sich aber jetzt wieder nieder mit dem festen Vorsatz, sich heut nacht durch nichts mehr stören zu lassen, es müßte denn sein, daß sein Herr ihm als Belohnung für seine Heldenthat ein Stück Kalbsbraten vorsetzen wolle, was ihm aber kaum wahrscheinlich vorkam. Auch der achtjährige Heiner stand still am Tisch und schaute nachdenklich vor sich hin. Plötzlich sprang er auf und rief: „Hans, komm, wir müssen auch helfen, sie werden nicht ohne uns fertig, ich weiß schon," und damit schleppte er aus der Kammer die mächtige Zimmermannssäge und eine Schaufel herbei. „Da, Hans, nimm und komm," und damit eilte er, die Säge nachschleppend, aus der Thür. Hans nahm den Schaufelstiel wie ein Steckenpferd zwischen seine kleinen Beine: „Hü, Roß," rief er und galoppierte dem Bruder nach. Faßan aber, der im Alleinbesitz der warmen Stube zurückblieb, knurrte behaglich und überlegte, ob an dem Kalbsbraten auch wohl Knorpeln sein würden. —

4. Nach dem letzten gewaltigen Angriffe hatte sich der Sturm gelegt und einer völligen Windstille Platz gemacht; die Kälte war nicht mehr so arg, und auf dem Bahndamm hatte der Schneepflug tüchtig aufgeräumt, so daß Marianne und die andern rasch vorwärts kamen. Nach zwanzig Schritten sahen sie, beleuchtet von der einen Pechpfanne, eine riesige Pappel quer über den Schienen liegen. „Potz Forstinspektor und Tannenzapfen," rief der Waldhüter, „die hat derselbe Windstoß umgebrochen, der uns den Kamin auf die Köpfe warf. Wenn der Zug auf den verdammten Klotz stößt, giebt's ein furchtbares Unglück. Holla, Jungens, Axt und Beil zur Hand, haut Äste und Zweige weg, daß die Funken fliegen," und indem er sich zu der Frau wandte, die mit gefalteten Händen dastand, sagte er freundlich: „Helft, Marianne, schleppt die Äste aus dem Wege." Indem kam der Mann eilenden Laufes und von Schweiß triefend und rief: „Brav, Kinder; aber hört, der Zug sollte schon da sein, der ist gottlob vom Schnee aufgehalten. Tausend Schritt von hier habe ich die zweite Pechpfanne aufgestellt, wenn der Lokomotivführer

Digitized by Google

seine Schuldigkeit thut und nicht die Kappe über die Augen gezogen hat, so kann's gut gehn, sonst möge Gott dem Zuge gnädig sein. Ihr aber sägt den Gipfel der verwünschten Pappel ab, daß die Lokomotive sie nachher besser auf die Seite schaffen kann, denn anders geht's doch nicht. Das ist, was wir thun können, Gott muß das übrige thun. Ihr habt doch die große Säge?" „Da schlag' der Donner drein," fluchte Felix, „die ist vergessen. Marianne, lauft, was Ihr könnt, und holt die Säge." „Da ist sie schon," schrie der kleine Heiner und kam mit der schweren Last daher gekeucht — „ich hab' mir wohl gedacht, daß ihr nicht fertig werdet ohne mich und den Hans." „Blitzjunge," rief der Bahnwart, „wie kommst du daher? Wo ist Hans?" Da klang die fröhliche Kinderstimme durch die Nacht: „Hü, Roß," und Hans kam auf seiner Schaufel angeritten. Martin küßte seine wackern Buben und fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Ihr werdet einmal brave Bahnwärter werden!" Dann ging er zu seiner Pechpfanne. Noch etwa zehn Minuten arbeitete der Waldhüter mit seinen jungen Gehilfen, da hielt er ein, horchte in die Nacht hinaus und rief: „Halt da, her zu mir, nehmt die Kinder auf die Seite, ich höre den Zug." Ein dumpfes Rollen wurde immer mehr vernehmbar — „ich sehe die roten Augen," schrie der junge Martin, „sie müssen schon ganz nah beim Vater sein, er schwenkt seine Fackel schon!" „Donner, sie sind blind und sehen sie nicht," murrte der Alte und faßte krampfhaft den Stiel seiner Axt. Noch eine Sekunde bangen Schweigens, dann tönte ein dreimaliger gellender Pfiff durch die Nacht. „Gelobt sei Gott," schrie der Alte und schwang die brennende Pechpfanne über seinem Haupte, daß ein glühender Sprühregen um ihn herflog. „Jetzt schreit und brüllt, was ihr könnt." — Ho, ho, halt an, ahoi! Alle schrieen laut, Hans auf dem Arme seiner Mutter jauchzte und patschte in die Hände. Jetzt schoß das schwarze Ungetüm mit den roten Augen und dem glühenden Atem durch die Nacht daher; ein zweiter gellender Notpfiff, und man hörte die Bremsen kreischen und sah die Funken von den Rädern fliegen. Jetzt war es ganz nahe, aber mit schon sehr gemäßigter Eile, noch einmal schwang Felix seine Fackel und brüllte Halt, Ahoi und die Lokomotive stieß noch mit ziemlicher Gewalt auf die Pappel, daß die Wagen krachten und aus ihrem Innern ein Schreckensschrei erscholl. Dann stand die Maschine still. Desto lebendiger wurde es jetzt im Innern der Wagen. Alle Fenster waren mit Köpfen besetzt, und ängstliche, zornige, bittende und drohende Stimmen schrieen durcheinander nach dem Zugmeister und Schaffner. Ein Engländer in der ersten Klasse wollte das Beschwerdebuch haben, da seine Frau sich die Nase gestoßen hatte, ein Franzose schimpfte auf die Esel von Deutschen, was der alte Felix hörte und dafür dem Schreier eins mit der

Digitized by Google

Schaufel auf den Seidenhut gab, daß er ihm über das ganze Gesicht rutschte, — aus einem andern Wagen kam eine Anzahl Herren und bot sich dem Zugführer zur Hilfe an, was derselbe dankend annahm. Zuerst waren alle der Pappel gegenüber ziemlich ratlos, aber Martin sprang, eine Fackel in der Hand, auf den Stamm und verteilte die Arbeit. Im Packwagen fanden sich Beile und Ketten, und manche Hand mit goldnen Ringen führte heut nacht Beil und Säge. Vier Herren hatten die große Trummsäge und plagten sich wacker, ein Herr mit goldner Brille, dem man die jüdische Abstammung ansah, und ein dicker ältlicher Herr, von dessen Gesicht nur die fette Nasenspitze aus dem Kragen des Pelzrocks heraussah, hatten den Griff auf einer Seite gefaßt, auf der andern waren ein Professor und ein Offizier. Die drei lachten über die ungewohnte Arbeit, aber der Dicke erklärte salbungsvoll: „Ich kann nicht mehr, ich will zurück zum Wagen und den Herrn bitten, daß er uns erlöse aus dieser Not und seinen Segen der Arbeit gebe!" Eben wollte er sich auf die Beine machen, aber sein Kamerad mit der goldnen Brille rief: „Nichts da, Herr Meirer, jetzt handelt es sich nicht um Segen, sondern Sägen; danken Sie Gott, und es ist Segen genug, daß Sie überhaupt mit gesunden Gliedern bei dieser Pappel stehn, die leicht unser aller Tod hätte sein können!" „Aber mein Lieber," seufzte der dicke Herr, „bedenken Sie doch, ich, der Bankier Meirer, und Holz sägen, das ist doch himmelschreiend!" „So, Sie sind es, Herr Meirer," rief erstaunt der alte Felix, der gerade vor den Herren vorbei wollte. „Nun, da will ich Ihnen doch ein Wort im Vertrauen sagen, und die andern Herren mögen zuhören. Wissen Sie, Herr Meirer, wer der Mann ist, der Ihnen heut nacht das Leben gerettet hat? Denn das hat er, und ohne seine Pflichttreue lägen Sie vielleicht mit zerschmetterten Gliedern im Schnee. — Das ist der Bahnwart Martin, derselbe, den Sie auf Weihnachten wollen wegen einer Schuld von 100 Gulden auspfänden lassen, derselbe, den Sie mit seiner braven Familie ins Elend stürzen wollen!" „Wie, was ist das?" riefen die andern Herren, „Herr Meirer, das wird doch wohl nicht sein?" „Ich weiß nicht," stotterte dieser, „ich kenne keinen Bahnwart Martin — der Mann muß sich irren — ich fürchte eine Erkältung — Gott befohlen, meine Herren!" und damit verkroch sich Herr Meirer wieder in die Polster seines Wagens. „Du kennst den Martin wohl," rief ihm der erbitterte Waldhüter nach, und der Herr mit der goldnen Brille bat ihn, Näheres mitzuteilen, und so, während die Säge wacker gehandhabt wurde, erzählte Felix die ganze Geschichte dieses Abends, von der unerschütterlichen Pflichttreue Martins und der unerschütterlichen Hartherzigkeit des reichen Herrn Meirer. Indes war die Pappel durchgesägt, wurde mit Ketten an die Lokomotive befestigt und so mit einem

Digitized by Google

kräftigen Ruck von dem Geleise entfernt, und Martin trat zu dem Zugmeister und berichtete, die Hand an der Mütze: „Alles in Ordnung!“ „Martin, diese Pappel werd' ich Euch gedenken im Bericht. Gute Nacht,“ sagte der Zugmeister und schüttelte dem Bahnwart herzlich die Hand. Da trat noch der Herr mit der goldnen Brille zu Martin heran und sprach: „Freund Bahnwärter, Ihr habt Euch brav gehalten, und ich weiß, was ich nächst Gott Euch zu danken habe. Darf ich um Euren Namen bitten?“ „Bahnwart Martin, Station Nr. 113,“ sagte dieser und legte die Hand wieder an die Mütze. „Martin,“ sagte hierauf der Fremde wieder, „laßt mich Eure Hand drücken. Ihr seid ein braver Mann, und ich werde diese Stunde nicht vergessen.“

5. Der Zug fuhr ab, Frau Marianne trieb ihre Kinder ins Haus, Martin und Felix waren die letzten, die den Platz verließen. Aber dem alten Waldhüter war unbehaglich zu Mut. Er blieb stehn und sagte kleinlaut: „Martin, ich war doch ein rechter Esel, als ich Euch abgeraten habe, die Bahn zu begehn!“ „Ja, das waret Ihr, ich kann's nicht leugnen,“ erwiderte der Bahnwart lachend, „aber nachher habt Ihr mir doch ordentlich beigestanden.“ „Ist was Recht's,“ brummte der Alte, „mir läuft's noch kalt den Buckel herunter, wenn ich an die Geschichte denke. Aber Respekt habe ich vor Euch bekommen, und mir komme ich ganz miserabel vor.“ „Nun denn,“ tröstete der Bahnwart, „wenn Ihr wollt, so will ich Euch eine Buße auflegen. Von heut an laßt Ihr das lästerliche Fluchen bleiben und denkt an Marianne, die Euch schon so oft drum gebeten hat.“ „Es gilt,“ schrie der Alte, „hier meine Hand, von heut an thu' ich's nimmer, der Teu —.“ „Halt, halt,“ rief der Bahnwart lachend, „kommt nur herein in die warme Stube, und bessert Euch!“ —

Der Weihnachtsabend war herangekommen, und wieder saß Felix bei Frau Marianne. Faßan lag ihm zu Füßen, und Heiner und Hans spielten Bahnmeisterles miteinander. Aber die arme Frau sah noch bekümmerter aus als vor 8 Tagen, denn Felix erzählte gerade, wie ihn der reiche Herr Meirer abgewiesen hatte. „Gerade aus der Kirche kam er, als ich ihn ansprach. Aber wie ich Martins Name nannte, da sagte er freundlich: „Am Sonntag mache ich keine Geschäfte, lieber Mann,“ und schlug mir die Hausthür vor der Nase zu. Und Marianne, ich habe selbst da nicht geflucht, und das ist ein Beweis, daß ich mir's für immer abgewöhnt habe.“ „Also keine Hoffnung mehr,“ sagte die Frau, „und wir müssen alles einbüßen, wenn Gott nicht für uns ein Wunder thut!“ Indem trat Martin mit seinen zwei ältesten Söhnen ins Zimmer und hörte die letzten Worte. „Nun,

Digitized by Google

du altes Kind," rief er, „diesmal vertraue noch auf Gott, er läßt uns nicht im Stich! Da hast du ein Papier, das lies, das macht all deinen Sorgen ein Ende. Am 1. Januar 50 Gulden besondere Zulage und später besseres Gehalt, und dann, was das Beste ist, der Bahnwart Martin ist belobt worden vor dem ganzen Personal, und nun sei Gott Preis und Dank, und habt Respekt vor solchen Vorgesetzten! Hier hast du etwas zum Aufbauen für die Kinder; mach schnell zurecht! Da ist auch ein Bäumchen, da sind Lebkuchen, Äpfel und Nüsse, Papier und Federn für die Großen, eine Tafel für den Heiner, ein Steckenpferd für den Hans, es kostet wohl einen Gulden, aber ich konnte nicht anders, ich mußte den Kindern die Freude machen." „Und hier," rief Felix halb weinend, halb lachend, „hier ist noch etwas vom Christkind," und zog von dem dunkeln Flur einen großen Packen ins Zimmer herein. „Da, lest auch den Brief, dieweil will ich auspacken." Aus dem Brief fiel ein Hundertguldenschein, und Martin las: „Mein lieber Bahnwart Martin! Am 16. nachts hat Euch ein Herr mit einer goldnen Brille die Hand gegeben und hat gesagt, er werde diese Stunde nicht vergessen. Dieser Herr war ich und möchte ich Euch jetzt gern eine Freude machen. Gott hat mich mit Reichtum gesegnet, und ich kann keinen besseren Gebrauch davon machen, als daß ich einem braven Familienvater einen Teil seiner Sorgen abnehme. Ich sende deshalb Euch, Eurer guten Frau und Euren Kindern ein Christgeschenk nebst einer Summe von 100 Gulden, um Eure Schuld zu bezahlen, und die gleiche Summe wird Euch Bankier Müller in der Hauptstadt jedes Jahr am 16. Dezember zur Erinnerung an diesen Tag auszahlen. Ich wünsche, Ihr möget einen glücklichen Christabend haben, und es möge Eure Freude nicht mindern, daß es ein Jude ist, der Euch das Leben verdankt. Meinen Namen müsset Ihr nicht erforschen, er thut nichts zur Sache; wenn Ihr mir aber wollet dankbar sein, so lehret Eure Kinder, daß auch ein Jude ein guter Mensch sein kann und daß wir alle Brüder sind." Der Bahnwärter war blaß geworden und hielt sich zitternd am Tische, seine Frau weinte Freudenthränen, und Felix rief: „Wenn das ein Jude ist, so wollte ich nur, unsere Christen nehmen alle ein Exempel an ihm!" „Gott, mein Gott, das ist zuviel!" rief Martin. „Nein, noch nicht genug," lachte Felix, „denn nun kommt noch der Packen! Seht her, Tuch, Leinwand, hier eine Uhr für den Frieder — ich hab' auch eine bekommen und 50 Gulden dazu, aber er hat auch nicht gewußt, daß ich Euch so schön abgeraten habe, die Bahn zu begehn! Da Taschenmesser, Bleisoldaten und Kanonen! — Marianne, räumt nur die Kommode noch ab, denn auf dem Tische hat nicht alles Platz!" „Jetzt aber schnell die Buben herein!" rief der Bahnwärter. Als die Kinder, sprachlos vor Erstaunen, vor dieser nie geahnten Pracht

Digitized by Google

standen, sprach Martin feierlich: „Kinder, dankt mit uns Gott, der uns in dieser Nacht zu glücklichen Menschen gemacht hat. Und von heut an nehmt ihr einen Juden in euer tägliches Gebet auf; wenn wir auch seinen Namen nicht kennen, die Engel im Himmel haben ihn droben aufgezeichnet!" So wurde der Christabend im Bahnwartshäuschen Station 113 gefeiert.

---

58. Aus den Zeiten der Fremdherrschaft.

In einer Amtsstadt im badischen Mittelrheinkreis lebte im Anfang dieses Jahrhunderts ein Registrator mit seiner Familie. Es war ein starker, großer Mann, von dem man denken konnte, er könne besser den Säbel als die Feder führen. Das lange wallende Haar stand ihm gut an, nur wenn er heftig wurde, da war es anzuschauen wie die Mähne eines gereizten Löwen. Er war aber sonst ein stiller, ernster Mann, dessen Blick, so freundlich er sonst war, doch etwas Schwermütiges hatte; man sah es ihm an, den Mann drückte etwas, und er durfte doch nicht sagen, was. Wo ihn zunächst der Schuh drückte, das konnte man merken, wenn man die Thür aufmachte, die aus seiner Amtsstube führte. Da waren seine Frau und seine fünf Kinder, wie die Orgelpfeifen aufeinander folgend, der älteste ein Knabe von zwölf Jahren. Mit Sorgen mochte er da wohl an die Zukunft denken, denn schon jetzt gab's schmale Bissen; die Besoldung war nur klein, und das letzte Halbjahr war gar nichts ausgezahlt worden wegen der Kriegszeiten. Es war noch ein Glück für ihn, daß zum Teil sein Einkommen in Holz, Frucht und Wein bestand, denn sonst hätte er gar nicht gewußt, woher nehmen, um die vielen Mäuler zu stopfen. Aber wie sollte das noch werden, wenn der Krieg weiter fortging? Das hatte ihm schon manchmal den Kopf warm gemacht, und es war doch noch nicht das Schlimmste. Denn wenn er seine Schreiber entlassen hatte und seinen Schlafrock anzog, da war's ihm doch eine Freude, bei dem jungen Volk zu sein. Da spielte er mit den Kindern oder nahm den jüngsten auf seinen Schoß, ließ ihn reiten und sang dazu deutsche Kriegslieder, daß die Mutter oftmals besorgt hereinkam und zu ihm sagte: „Pst, Alter, nicht so laut! die Speichellecker könnten's hören!" Da wurde er jedesmal ernst, und die milden Augen fingen an zu rollen, das lange Haar sträubte sich, und aus der Brust kam ein tiefer Seufzer. Ja, da war der Fleck, wo ihn der Schuh drückte. In dem Amtsstädtchen war mehr denn ein Franzosenfreund, zum Teil auch bestochene Leute, die am liebsten ganz französisch geworden wären. Sie hatten genaue Verzeichnisse über alle ihnen verdächtigen Personen der Umgegend und suchten

Digitized by Google

sich einen schönen Dank von dem Kaiser Napoleon, wenigstens ein rotes Bändel ins Knopfloch zu verdienen durch ihre Angeberei. Und gerade sein nächster Vorgesetzter, der Amtmann, war solch ein Mensch. Ihm war der Registrator in der innersten Seele zuwider, denn der war eine ehrliche deutsche Seele, und der Gram um sein geknechtetes, geplündertes Vaterland brachte ihn fast um. Oft schon hatte der Amtmann gedroht, man werde ihn noch um Amt und Brot bringen, wenn er sich nicht in alles fügen und zu allem schweigen wolle, was er sehe. Denn er hatte oftmals Einsprache gethan, wenn einzelne deutschgesinnte Patrioten mit schwerer Einquartierung oder mit Lieferungen belegt wurden und Speichellecker und Achselträger frei ausgingen. Auch Geld hatte ihm der Amtmann schon für diesen oder jenen Dienst im französischen Interesse geboten. Aber der Registrator richtete sich in seiner ganzen Länge auf, blickte den Amtmann finster an, schüttelte sein langes Haar und sagte, der Herr solle sich schämen und sich hüten, solch ein Wort noch einmal vor ihm auszusprechen, sonst möchte er einmal seiner nicht mächtig bleiben, und dann —. Scheu wich der Amtmann zurück, denn er fürchtete sich vor der Körperkraft des Mannes. Hatte er doch einmal vom Fenster aus zugesehen, wie der Registrator einen schwer beladenen Wagen, der im Graben lag und den zwei Pferde nicht imstande waren, von der Stelle zu rücken, mit seinen zwei Armen auf einen Ruck herausgezogen hatte. Um so mehr aber suchte seine Frau ihn zu beruhigen und sagte ihm mehr als einmal: „Denk' an Weib und Kind und harre auf Gott, der wird's ändern." Aber wenn ein neuer Sieg der Franzosen nach dem andern gefeiert wurde und immer wieder neue französische Truppen durchmarschierten, da sank auch seine Hoffnung für Deutschland und sein Vertrauen auf Gott immer mehr, und als 1812 ein großes Heer nach Rußland zog und viele badische Familien ihre Söhne mitgeben mußten, da hatte er es fast ganz verloren.

Da kamen die Nachrichten von Moskau, von Napoleons Flucht und der Auflösung des Heeres; je unruhiger der Amtmann ward, desto ruhiger ward sein Registrator. Dann kam die Schlacht von Leipzig, und der Rückzug der französischen Truppen begann. Aber noch vorher hatte der Amtmann den seinigen angetreten. Er war bei Nacht und Nebel fortgegangen, um sich für die spätere Zeit wieder möglich zu machen, und der Registrator mußte einstweilen den Amtmann spielen, als die französischen Quartiermeister kamen, um Anweisungen für die Lieferungen zu holen. Da sollte er Korn, Brot, Fleisch, Wein und Pferdefutter schaffen, und doch war kein Ort mehr im Amtsbezirk, der nicht schon gebrandschatzt gewesen wäre. Wenn auch die Lieferungen bezahlt werden sollten, weil das Großherzogtum nicht als Feindes-

Digitized by Google

land angesehen wurde, so war die Bezahlung doch so gering, daß die Leute um einen Spottpreis ihre Habe hergeben mußten. Mit schwerem Herzen schrieb der Registrator die Anweisungen und hörte im Geiste den Jammer der Leute. „Jetzt kann ich nicht mehr," sagte er zu seiner Frau, als der letzte Quartiermeister gekommen und der letzte Ort mit Lieferungen belegt war. Es war spät am Abend und er wollte eben seine Amtsstube schließen, als es plötzlich die Stiege herauf rasselte und ein französischer Quartiermeister in Husarenuniform stürmisch Einlaß begehrte. „Ah, das ist die gute Patriot!" sagte er höhnisch zu ihm in gebrochenem Deutsch. „Sprechen Sie französisch?" „Nein, nichts hier französisch, wir sind auf deutschem Boden. Was wollen Sie?" fragte der Registrator. „Brot, Wein, Fleisch für meine Leut, Fourage für 200 Pferd," sagte der Franzose. „Das ist unmöglich, das geht nicht, wir haben alles vergeben," sagte der Registrator. „O, unmöglik, impossible, das soll Sie nicht mehr sagen. Ich werde Sie lassen einsperren dann." „Herr, das probieren Sie einmal," rief der Registrator und richtete sich hoch auf. „Was, Sie will mik umbring hier?" schrie der Quartiermeister und wollte zur Thür hinaus. Aber der Registrator sagte: „Nur hier geblieben und mich angehört! Ich sage Ihnen, es geht nicht. Schon sechs von Ihren Leuten sind dagewesen und wir haben alles verteilt. Die armen Menschen können nicht mehr geben." „Was, die deutsche Hund will nix geben vor die Franzos? Sie muß geben, ich werde das sagen an französisch General," schrie der Husar. „Das mögen Sie thun, aber wenn Sie noch einmal von deutschen Hunden sprechen, werde ich Ihnen etwas anderes zeigen!" „Aber ich werde sagen noch einmal von die deutschen cochons, wenn Sie nix geb!" „Herr, reizen Sie mich nicht, ich könnte mich sonst an Ihnen vergreifen," und damit hielt ihm der Registrator drohend die Faust unter die Augen. Der Quartiermeister mochte merken, daß hier nichts zu machen sei; er änderte plötzlich den Ton und sagte freundlich: „Pardon, Monsieur, sei Sie nix bös, das ist die Krieg! Aber wir wollen machen ein Geschäft zusammen, versteht Sie?" und danach schnallte er einen schweren Geldgurt los und legte ihn auf den Tisch — der Registrator verstand ihn nicht gleich. „Ah, Sie verstehn nicht?" sagte der Franzose, „ik geb Sie 1000 Franken in Gold und Sie schreib mir Quittung über 3000 Franken, dann hat Sie 1000 Franken und ich zweitausig," und damit lächelte er ihn freundlich an. „Was sagen Sie?" rief der Registrator. „Sie wollen mich bestechen?" und mit einem Sprung hatte er den dünnleibigen Quartiermeister gefaßt, den kräftigen Arm um seinen Leib geschlungen, die Thür mit der andern Hand aufgemacht und mit großer Gewalt den Franzosen die Treppe hinunterbefördert, daß der Säbel aus der Scheide fuhr und die Sporen ihm abbrachen, und rief

Digitized by Google

dann laut: „So, mein Alter, da drunten kannst du über deine Schlechtigkeit nachdenken.“ „Um Gottes willen, Mann, was ist das?“ rief die Frau, die bei dem Lärm hereinsprang. „Du hast den Menschen doch nicht die Treppe hinuntergeworfen?“ „Sei nur ruhig, der erholt sich wieder,“ sagte der Registrator. „Ich habe mich schelten lassen und habe nichts dazu gesagt, aber dem habe ich nur auf deutsch expliziert, was Ehrlichkeit ist, daran soll er hoffentlich sein Lebtag gedenken.“ Er schloß die Thür ab und ging zu seinen Kindern. Eine Stunde nachher wurde Generalmarsch geschlagen, in Eile sah man die Franzosen aus dem Städtlein ziehn, da Befehl zum schnellsten Aufbruch gekommen war. Das Haus wurde geschlossen, von dem Quartiermeister war keine Spur mehr da, nur seine zerbrochenen Sporen lagen auf der Treppe, und das Geländer war stark beschädigt.

Nach dem Nachtessen ging der Hausherr noch einmal ins Amtszimmer. In der Stadt war alles still und ruhig und eben wollte man Lichter anzünden. Auch der Registrator suchte das Feuerzeug, stieß aber dabei auf einen schweren Sack. Als er Licht gemacht, sah er den Geldgurt des Franzosen vor sich liegen. Über dem Hinuntergeworfenwerden und dem schnellen Aufbruch mußte der Quartiermeister ihn vergessen haben. Der Gurt war schwer, wohl mit lauter Gold gefüllt. Der Registrator schaute mit einem prüfenden Blick hin — seine Frau und seine Kinder traten ihm vor den Sinn — aber nur einen Augenblick, so warf er den Sack hin, petschierte ihn mit dem Amtssiegel und schellte seinem Knecht. „Andres, auf der Stelle ein Pferd gesattelt und dich fertig gemacht, und reite dem Franzosen nach, der zuletzt hier war!“ „Doch nicht dem, den Ihr die Treppe hinuntergeworfen habt?“ fragte der Knecht. „Versteht sich, gerade dem. Da hast du den Passierschein und den Geldgurt und sagst, ich ließe dem Herrn gute Besserung wünschen, das sei vom Registrator, ich lasse um die Quittung bitten.“ Der Andres schüttelte den Kopf, er war ein ehrlicher, treuherziger Mensch, aber das ging ihm doch über den Verstand. Er war aber gewohnt, pünktlich und schnell zu folgen. Eine Viertelstunde nachher saß er schon auf dem Rappen und ritt dem Franzosen nach und erst spät in der Nacht kam er zurück. Sein Herr war noch auf und kam ihm entgegen. „Nun, hast du ihn erwischt? was hat er gemacht?“ „Da habt Ihr die Quittung, Herr,“ sagte der Andres, „und wenn Ihr's wissen wollt, was er gemacht hat, geheult hat er vor Freude, der Tropf, und herumgetanzt und mich geküßt und mir einen goldenen Napoleon gegeben. Den müßt Ihr aber nehmen!“ „Bleib mir weg mit dem Geld, Andres, du kannst dir ein paar Reithosen dafür kaufen, wenn's gegen Paris geht.“ — Mit einem stillen, friedlichen Herzen legte sich der Registrator zu Bett. Aber nachts sagte seine Frau

Digitized by Google

zu ihm: „Alter, ich meine, du hättest doch dem Franzosen ein bißchen arg weh gethan; denke, das ganze Geländer an der Stiege ist kaput!“ „Laß gut sein, Mutter,“ sagte er, „ich habe ihm ein Pflaster drauf gelegt.“ Aber was das Pflaster war, das hat sie erst spät, nach langen Jahren, erfahren.

2. Nun aber bin ich noch schuldig, dem geneigten Leser zu berichten, wie dem Registrator solches bekommen ist. Wenn er etwa denken sollte, derselbe hätte an einem schönen Tage einen Brief bekommen, worin der Quartiermeister von Dank u. s. w. geschrieben, oder gar ein Packetlein mit allerhand Pariser Sachen, so hat er sich getäuscht Der Franzose mag wohl gedacht haben, er sei quitt mit dem Deutschen, denn so sich die Treppe hinunterwerfen zu lassen, sei auch aller Ehren und einen halben Sack Napoleons wert. Ebensowenig hat der brave Mann sonst eine Anerkennung für die Treue in schwerer Zeit bekommen. Der Amtmann kam wieder, nachdem Paris erobert war, und that, als ob gar nichts vorgefallen wäre und als ob er von jeher die ehrlichste deutsche Haut von der Welt wäre. Er führte jetzt das große Wort vom deutschen Vaterlande und half die alten Franzosenfreunde verfolgen. Dem Registrator aber konnte er nicht offen ins Angesicht sehen und wäre ihm am liebsten gewesen, derselbe wäre weit versetzt worden. Ein böses Gewissen ist eben wie ein Ofen, der immer raucht. Der Registrator aber trieb's nach wie vor, nur war es ihm jetzt leichter ums Herz, denn er durfte frisch von der Leber heraus reden und mit seinem Buben nach Herzenslust singen von Blücher und Scharnhorst und Gneisenau. Da fiel ihm einmal ein kleines Erbteil unverhofft zu. Schon lange hatte er sich gewünscht, einmal aus seinen Aktenkästen hinauszukommen und die Welt zu sehen. Dazu kam noch ein reiselustiger Neffe gezogen, der dem Onkel keine Ruhe ließ, er solle mit ihm gehn nach Paris. Zuerst wollte er nicht recht dran, weil's grade Paris war, aber dann dünkte es ihm doch so schön, dahin zu gehn, um die Stadt zu sehen, welche die Deutschen eingenommen hätten. Er packte seinen großen Mantelsack und nahm Abschied von Weib und Kind für einige Zeit.

In Frankreich war's Ruhe geworden. Napoleon war auf der Insel Helena gestorben in großer Einsamkeit, wo er den Spruch hat verstehn lernen können, daß Gott den Demütigen Gnade giebt, wenn sie wollen demütig sein. So war für den Registrator keine Gefahr mehr da. Die Reisenden zogen über Straßburg nach Paris, wo sie nach acht Tagen ankamen. Da gab es denn viel zu sehen. Denn so schön hatte sich der Registrator Paris doch nicht gedacht, und er mußte sich oft ausruhen, so müde machte ihn das viele Sehen. So saßen die Reisenden am zweiten Abend

Digitized by Google

nach ihrer Ankunft in einem Kaffeehause und aßen Abendbrot, um für ihre Strapazen am nächsten Tage frische Kräfte zu sammeln. In einem geöffneten Nebenzimmer saß eine Gesellschaft Herren, meist ausgediente Militärs, die lebhaft miteinander sprachen, und gerade von den Deutschen und ihren Fehlern. Da wußte denn einer mehr als der andre. Der eine schalt sie dumm, der andre grob, der dritte unmanierlich, und so ging's fort. Im Registrator regte sich wieder etwas von der bekannten Stimmung von damals, und er hätte fast Lust gehabt, auf seine Art mitzusprechen. Der Neffe aber hielt ihn zurück: „Herr Onkel, bedenken Sie, daß wir in Frankreich sind, das könnte leicht blutige Köpfe geben und wir müßten am Ende doch zum Städtlein hinaus." Aber noch mehr beschwichtigte ihn, was er nun hörte.

„Ja, ihr Herren," sagte ein kurzer, dicker Herr mit dem Ehrenlegionskreuz auf der Brust, „das mag wahrhaftig wahr sein, daß die Deutschen grob sind. Wenn ich nur daran denke, so thun mir noch alle Glieder weh. Aber das muß ich sagen, ehrlich sind sie, Respekt davor. Da komme ich anno 13 durch ein klein Städtchen und will Fourage haben und bin aufgetreten wie ein Menschenfresser und hab' räsonniert, als der Mann, ein großer, ellenlanger deutscher Kerl, nicht dran gewollt hat. Und ich will so ein klein Manöver mit ihm machen mit ein paar Franken, um den Brummbär still zu machen. Der aber nimmt mich wie die Katze eine Maus unter den Arm und wirft mich die Treppe hinunter, daß ich nicht gewußt habe, ob ich fliegen gelernt oder noch gehen muß. Alle Knochen thaten mir weh. Da wird Alarm geschlagen und wir müssen schnell fort. Ich war schon drei Stunden weit weg. Da fällt mir ein, daß ich mein Geld bei dem groben Mann habe liegen lassen, denken Sie, die ganze Kasse von 60000 Franken! Ich war ganz desperat, denn der General sagte, er werde mich erschießen lassen, wenn ich das Geld nicht hätte. Da kommt eine Ordonnanz und sagt, ein Mann sei da, der mich sprechen wolle. Ich komme heraus, da steht der Bursche da von dem groben Deutschen und — ich muß weinen, wenn ich dran denke — hat das ganze Geld, kein Frank hat gefehlt, und bestellt einen Gruß von ihm, und er läßt fragen, wie mir's geht, und mir gute Besserung wünschen!" „Das ist sehr schön", riefen sie wie aus einem Mund, denn die Franzosen haben einen feinen Sinn für Edelmut, „das ist ein braver Mann!" „Ja, es ist sehr schade, daß ich seinen Namen nicht weiß. Ich habe ihm gern schreiben wollen, denn er hat mir mein Leben gerettet!"

Der Leser mag sich's denken, wie es dem Registrator geworden ist, bald warm, bald kalt; ja wahrhaftig, das war der Quartiermeister, dem er auf deutsch expliziert hatte, was Ehrlichkeit sei.

Digitized by Google

Der Onkel stand auf; dem Neffen, der nichts von der Sache wußte, ward bange, aber er sagte ihm: „Nur zufrieden, du wirst gleich was sehen. Und damit trat er hinein und stellte sich dem Quartiermeister gegenüber, und faßte ihn ins Auge und sagte laut und ernst: „Herr Quartiermeister, kennen Sie mich noch?“ Die ganze Gesellschaft schaute hin, der Angeredete aber blickte ihn nur einen Augenblick an, dann rief er: „Mein Gott, er ist's, er ist's“, und stand auf und sprang an dem großen Mann herauf und küßte ihn, daß der Registrator fast verlegen wurde: „Er hat mir das Leben gerettet, meine Freunde!“ Endlich machte sich der Registrator los und sagte: „Das war nur meine Pflicht. Aber, bitte, spüren Sie noch etwas von dem Fall an Ihrem Körper?“ „Nein, nein,“ sagte der Franzose, „aber ich habe die gute Lehre nicht vergessen, Gott sei Dank, und bin jetzt ein ehrlicher Mann geworden.“ Aber nun drang er in ihn, bei ihm zu bleiben in seinem Hause, brachte ihn seiner Frau und seinen Kindern und sagte: „Küßt dem Herrn die Hand, das ist mein Retter!“ Arm in Arm ging der kurze dicke Quartiermeister mit dem stämmigen Registrator durch die Straßen von Paris, und die zwei radebrechten ein Deutsch und Französisch miteinander, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Er hielt ihn ganz frei die drei Wochen seines Aufenthalts und nahm rührenden Abschied von ihm, als er heimkehrte. Nach seiner Rückkehr war ein großes Familienfest zu Ehren des Onkels, der Paris gesehen hatte. Da konnte er denn doch nicht anders, als die Sache erzählen, denn alles wunderte sich, daß er so wenig Geld gebraucht hatte. Am Ende stießen sie noch auf den Quartiermeister an.

Die Geschichte ist vor fast 70 Jahren passiert, aber noch heute ergeben sich daraus allerlei Nutzanwendungen.

Erstens. Wer ein Deutscher ist, muß sich auch als ein guter Deutscher aufführen.

Zweitens. Zum guten Deutschen gehört nicht ein großes Maul, sondern vor allem Gottesfurcht, dann bleibt die Menschenfurcht von selbst weg.

Drittens. Es ist manchem schon gut gewesen, daß er die Treppe hinuntergeworfen worden ist, und manchem ist schon sein Fall zum Aufstehn geworden.

Viertens. Es giebt immer noch dankbare Leute in der Welt, auch unter dem Franzosenvolk.

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

25 JUL '57 B J

REC'D LD
SEP 12 1957

LD 21-100m-6,'56
(B9311s10)476

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

M 1.50 2.95
YC 52618

M303568 PF3117
W3
V.1

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google